Das
Paradies der Frauen.

Von

Paul Féval.

Nach dem französischen Manuscripte

von

Dr. G. F. W. Rödiger.

Sechster Theil.

Autorisirte Ausgabe.

Pest, Wien und Leipzig, 1855.
Hartleben's Verlags-Expedition.

VIII.

Chiffonettens Coketterie.

Der Pfeifer war unser Freund Roblot; die weibliche Gestalt, die er auf die Wange geküßt hatte, war Virginie, die treulose Geliebte Ethelred's. Wahrscheinlich hatten sie das Stelldichein verabredet, um in der Nähe des Odeon eine Tasse Kaffeh zu schlürfen.

Wenn Roblot in solchen Geschäften ausging, blieb Toto Gicquel mit seinem Strickzeuge allein. — Einmal hatte ihn sein Vetter Roblot, der, wie jeder echte Matrose, die Unterhaltungen liebte, auf einen Ball geführt. Toto fand daselbst eine Picardin, die ihm gefiel. Er wollte ihr nach Bretagner Sitte den Hof machen und schlug sie mit der Hand in den Rücken. In der Picardie kennt man diese Art der Zärtlichkeit nicht, der Verehrer gibt seine Zuneigung dadurch zu erkennen, daß er die Schöne auf den Fuß tritt. Toto wurde abgewiesen. Trotzdem stahl ihm die Picardin vierzig Sous, die er sich mit Strumbänderstricken verdient hatte. — Seit jenem Unglücksabende hatte er den Geschmack am Courmachen verloren, und blieb bei seinem Strickzeuge.

Der arme Loriot hatte nicht ganz Unrecht, eifersüchtig zu seyn. Obgleich noch Neuling in der Liebe, besaß er schon einen instinctartigen Scharfblick. Hinter den gestickten Vor=

hängen des Salons im Hôtel Rostan hatten sich Dinge zugetragen, die dem armen Loriot durchaus nicht behagen konnten.

Fernand besaß, trotz seiner Jugend, große Erfahrung und Kenntniß des schönen Geschlechts. Ueberdies hatte er die für jeden Verführer höchst willkommene Gabe, in dem Augenblicke, wo er ewige Liebe schwur, wirklich zu lieben und dadurch wurde seine Ueberredungskunst fast unwiderstehlich. Der Lügner Don Juan ist eine Erfindung der Dichter. Wenn Don Juan wirklich gelebt hat, so war seine nie erlöschende Glut zugleich sein gefährlicher Zauber und seine Entschuldigung. Don Juan lügt nur, nachdem er eine Eroberung gemacht hat.

Fernand war ein ganz kleiner Don Juan. Die Evastöchter würden sich von einem noch kleinern Don Juan verführen lassen. Fernand hatte wenig spröde Schönen auf seinen Streifzügen gefunden. Solange war vielleicht die Einzige, die ihn entschieden abgewiesen. Die einzige wirklich gute Seite seines Lebens war sein Benehmen gegen Solange, Er hatte mit der Marquise Asträa ein zärtliches Verhältniß gehabt; Gabrielle von Morges hatte die Marquise verdrängt; Chiffon verdrängte Gabrielle. Man muß ein Deutscher seyn, um solche blasse, schmachtende Schatten zu lieben: Fernand war ein Pariser. — Ob Gabrielle in ihrem Herzen die leichtfertige geckenhafte Liebe Fernands oder die zarte, chevalereske Liebe Rogers von Martroy erwiederte, können wir nicht entscheiden. Sie erröthete, wenn diese beiden Namen in ihrer Gegenwart genannt wurden. Ihre Mutter hatte ihr oft gesagt: Fernand ist ein Wüstling, Roger ist ein Narr; Beide sind arm wie Hiob. Die Mädchen kennen sich selbst

nicht nur die Mütter wissen in den Herzen ihrer Töchter zu lesen: Du kannst nur mit dem Herzog von Rostan glücklich seyn.

Mit dem Trüffelkönig! Gabrielle wurde seit jener Zeit immer blässer und trauriger. Sie hatte keine Hoffnung, keinen Wunsch mehr. Fernand hörte auf, sie zu lieben, um Mitleid mit ihr zu haben, und es dauerte lange, ehe er diese Veränderung bemerkte. Chiffon zeigte sie ihm.

Fernand hatte in der That nie ein schöneres, reizenderes Mädchen gesehen. Chiffon war die Anmuth selbst. Wir wollen nicht behaupten, daß sie einem im Kloster erzogenen vornehmen Fräulein ganz gleich gewesen; aber der Reiz der Anmuth wie der Schönheit ist ja unendlich mannigfaltig. Die aus einem Fräuleinstift kommenden jungen Mädchen haben ihr bekanntes Parfum; die Grazie der kleinen Bretagnerin — man verzeihe uns diesen Vergleich — hatte das Frische, Picante, wodurch sich das Wildpret von den gezähmten Thieren unterscheidet.

So lange als die Marquise im Salon war, wagte Fernand nicht, sich der lieblichen Bretagnerin zu nähern, aber bevor er mit ihr sprach, hatte sein Blick sie in Verlegenheit gesetzt. Sie dachte: so hat mich noch Niemand angesehen!

Dieser Tag bildete einen Wendepunct in dem Leben der beiden kleinen Abenteurer. Loriot fühlte sich zum ersten Male als Mann; Chiffon, die schon lange kein Kind mehr war, empfand zum ersten Male, wie schön es ist bewundert zu werden. Die alte Eva begann sich in ihr zu regen. — Und an ihren Freund Loriot dachte sie dabei nicht! Der Schalk wurde schon hart bestraft für seine übermüthigen Streiche!

Der Salon des Trüffelkönigs sah eine Stunde nach der

Ausweisung des armen Loriot folgendermaßen aus. Die Marquise Asträa war im eifrigen Gespräch mit Fernand, der jedoch Gelegenheit fand, dem Fräulein von Rostan von Zeit zu Zeit einige Blicke zuzuwerfen. Der Trüffelkönig hatte Sulpice in Beschlag genommen. Chiffon, Irene und Gabrielle bildeten einen kleinen Kreis für sich. Der Graf und die Gräfin von Morges, Sensitive und der Notar unterhielten sich von den Zeitereignissen.

Gegen vier Uhr Nachmittags meldete ein Diener, daß Jemand die Marquise in ihrer Wohnung erwarte.

»Sie haben die Wahl,« sagte sie aufstehend zu Fernand; »entweder wollen Sie Herzog und zehnmal Millionär werden, oder Sie tragen kein Bedenken, in Ihre mißliche, erbärmliche Lage zurückzusinken . . . Besinnen Sie sich nicht zu lange.«

Fernand küßte ihr die Hand. Sie entfernte sich.

Sobald sie fort war, begann der Trüffelkönig lauter und freier zu reden. Es schien ihm ein Stein vom Herzen gefallen zu seyn.

»Sie ist immer sehr gut gegen mich gewesen,« sagte er zu Sulpice, »sie leistet mir Gesellschaft und pflegt mich . . .«

»Wirklich!« sagte der Doctor; »dann sind Sie ihr wohl aufrichtig gut?«

»Allerdings . . . und sehr dankbar.«

»Und fürchten Sie nicht?«

»O nein, ich . . .«

Der Doctor sah ihn scharf an; der arme Trüffelkönig schien gegen diesen durchdringenden Blick einen Augenblick anzukämpfen, aber endlich erwiederte er kleinlaut:

»Doch ja, ich fürchte sie . . . und noch mehr fürchte ich den Marquis . . .«

Er sah sich scheu um. Der Doctor faßte seine Hand und erwiederte:

»Unterzeichnen Sie den Testamentsentwurf; ich glaube für Ihre Genesung bürgen zu können, wenn Sie mir in allen Stücken gehorchen.«

»Mein Retter!« stammelte der arme Tropf, »erhalten Sie mein Leben und ich will Ihr Sclave seyn.«

Fernand hatte sich inzwischen dem kleinen Kreise der jungen Damen genähert. Irene und Gabrielle stickten; nur Chiffon hatte keine Arbeit bei sich.

Mitten im Salon, auf einem Säulentischchen lag ein schönes Album. Fernand und Chiffon betrachteten die Kupferstiche. Das Album enthielt »die Frauen Walter Scott's.« Man sah Rebekka, die stolze, traurige Jüdin; Alice Lee, im vollen Glanze der Jugend und Schönheit; Diana Vernon, die kühne; Minna und Brenda Troil, die Töchter des Magnus; Annette Lyle, die mit den lieblichen Klängen ihrer Harfe den düstern Wahnsinn Allan Macaulay's verscheucht; den im poetischen Nebel vor Redgauntlet verschwindenden Grünmantel, Flora Mac-Ivor, Julia Mannering, Amy Robsart, Edith Bellenden, die sich schämt und bitter bereut, daß sie dem edlen, ritterlichen Evandale einen philisterhaften Puritaner vorgezogen; eine gefangene Bäuerin und eine in Haft befindliche Königin: Effie Deans und Maria Stuart! Das schöne Mädchen von Perth, die weiße Frau, die Braut von Lammermoor — kurz, alle die reizenden Gestalten, die der schottische Dichter in seinem Genie gefunden.

Fernand versicherte, keiner dieser Köpfe habe Chiffon-

nettens zauberisches Lächeln Die arme kleine Bretagnerin fand gar nichts Arges in dieser Versicherung; sie sah ihn sogar von der Seite an, und wir müssen gestehen, daß sie ihn recht interessant fand. Sie würde einen Beweis von schlechtem Geschmack gegeben haben, wenn sie anders gedacht hätte. Loriot's Bild kam ihr vor die Seele und wollte Einsprache thun; aber Loriot war in Mädchenkleidern, der blonde Schnurbart fehlte ihm, die zierliche Cravate, der kurze, eng anschließende Ueberrock.

Loriot, der unten vor der Thür in seinen durchnäßten Kleidern schlotterte.

Loriot wußte auch die Worte nicht so zierlich zu setzen wie Fernand; er war zuweilen sogar recht ungalant gegen seine Chiffonnette gewesen.

Kurz, Marie von Rostan fand ungemeines Vergnügen an dem Album . . .

Sobald Irene und Gabrielle allein waren, sagte Irene: »Sie haben sich gar nicht nach Herrn von Martroy erkundigt?«

»Ich habe ihn gesehen,« antwortete Gabrielle; »er sprach nur von Solange . . . Nicht wahr, Irene, im Kloster muß man recht ruhig und glücklich seyn?«

»Es wäre ein hübscher Stoff zu einem Lustspiel,« sagte Sensitive. »Ich glaubte, daß Fernand dem als Fräulein verkleideten kleinen Bauer ein bischen den Hof gemacht hat.«

»Jetzt macht er der Andern den Hof,« setzte die Gräfin hinzu.

»Aber wo ist denn der Marquis?« fragte der Graf von Morges.

»Er trinkt,« antwortete Sensitive; »der Rausch dieses Mannes hat eine gewisse düstere, poetische Färbung . . .«

»Fernand macht allen Frauenzimmern den Hof,« sagte die Gräfin, »und Sie sehen in allen Dingen Poesie, sogar in Notariatsprotokollen: Jedermann hat seine Manie.«

Sensitive begann sogleich eine langweilige Rede, worin er bewies, daß in Allem Poesie und Alles in der Poesie sey.

Im zweiten Stocke des Hôtels war die Marquise im eifrigen Gespräch mit Jean Touril. Der Wucherer trug wie gewöhnlich eine lauernde Gleichgiltigkeit zur Schau, aber seine Gesichtsmuskeln zuckten unwillkürlich.

»Man kann hier nicht ungestört sprechen,« sagte er. »Ich fürchte immer, diese glänzenden Wände können Ohren haben.«

Er nahm seine stählerne Brille aus dem Futteral.

»Kostbarer Stoff!« murrte er; »prächtige Vergoldung! . . . Das muß viel Geld gekostet haben!«

»Wir sind hier eben so sicher, wie in Ihrer Klause, alter Jean,« erwiederte Asträa auf seine ersten Worte.

»Es ist möglich,« versetzte der König der Lumpensammler; »aber hier ist mir nicht wohl . . . Hier getraue ich mich nicht frei zu reden . . . Schon zehnmal sind mir unsere traulichen Namen: Morgatte, Coquinette &c. auf die Zunge gekommen, und ich wage es nicht . . .«

»Wir sind nicht hier, alter Jean, um vertraulich am Caminfeuer zu plaudern . . . ich habe Ihnen gesagt, wie die Sachen stehen. Sie haben zu lange gezögert.«

»Das ist Ihre Schuld,« erwiederte Bistouri; »Sie zierten sich und wollten sich zurückziehen, als der entscheidende Augenblick kam . . .«

»Es ist wahr, ich hatte Unrecht . . . aber jetzt bin ich zu Allem entschlossen.«

Wir erinnern uns der geheimen Unterredung in der Stube Touril's. Das Resultat derselben haben wir nur aus einigen Worten Irenens errathen, die ihr im magnetischen Schlafe entschlüpft waren; dieses Resultat war der Mordanschlag gegen den Doctor Sulpice. Durch die Breterspalten der Dachkammer, wo Chiffon und Loriot übernachteten, haben wir die aufgestapelten Thaler gesehen, neben denen Nieul, der vormalige Bratenwender, den Schlaf des Gerechten schnarchte.

Es war das Handgeld. Nieul hatte versprochen, den Doctor aus dem Wege zu räumen. Wer aus dem Bagno entsprungen ist, legt gewiß nicht die Hände in den Schooß.

Es war also Alles verabredet; das Mittel, wodurch man Sulpice in die Falle locken wollte, war sehr sinnreich und der Morgatte ganz würdig. Jean Touril hatte den Plan gutgeheißen, Nieul wollte das Werkzeug seyn. Aber Verzögerungen, Mißverständnisse und Zerwürfnisse sind bei keiner Unternehmung, an welcher mehre Personen betheiligt sind, ganz zu vermeiden. Es geht im wirklichen Leben nicht so leicht, wie in einem Vaudeville, es müßte denn in dem Plane des Verfassers liegen, einen Umweg zu machen.

Als man wieder zusammen kam, um Zeit und Ort der Ausführung zu verabreden, konnte man sich nicht recht einigen. Jean Touril verlangte, daß die Morgatte zu der verabredeten Stunde das Haus nicht verlasse. »Du hast mir schon manchen schlimmen Streich gespielt,« sagte er zu ihr; »es ist dein Instinct, und ich freue mich darüber. Aber die Erfahrung

ist die Mutter des Argwohns. Nieul und ich, wir setzen unsern Kopf auf's Spiel . . .«

Nieul war anwesend; er gab durch ausdrucksvolle Geberden seine Zustimmung.

»Wir würden nicht ruhig seyn,« fuhr Bistouri fort, »wenn Du in deinem schönen Hôtel Rostan bliebest . . . Man hat Beispiele, Coquinette, daß pfiffige Leute wie Du bist, die Freunde, die ihnen dienten, festnehmen ließen, sobald der Zweck erreicht war . . .«

»O pfui!« erwiederte Asträa.

»Gut, gut, Coquinette, Du willst nicht gestehen, daß Du mit diesem Gedanken umgehst. Es ist deine Rolle . . . unsere Rolle macht Vorsichtsmaßregeln nothwendig . . . Du verstehst mich. Es wird nichts aus der Sache, wenn Du diese Bedingung ablehnst.«

Asträa bot alle ihre Beredtsamkeit auf, aber Bistouri blieb unerbittlich. Sie bot hunderttausend, zweihunderttausend Franken mehr. Das Geld achtete sie nicht, zumal in Versprechungen. Bistouri sagte: »Wenn Du nicht einwilligst, mein Püppchen, so werfe ich Dich zur Thür hinaus!«

Asträa mußte nachgeben, sie mußte sich compromittiren, um ihre Helfershelfer zu beschwichtigen. An demselben Abende lauerte Nieul vor dem Hause des Doctors. Als Sulpice vorüberfuhr, redete ihn Nieul an und bat ihn um Hilfe gegen ein Brustleiden.

»Es ist wahr,« sagte Sulpice zu ihm, »Sie sind sehr blaß und werden eine schwere Krankheit bekommen.«

Nieul erzählte der Marquise und dem Wucherer, er habe unmittelbar nach diesen Worten einen heftigen Schmerz in der Brust gefühlt.

»Gehen Sie nach Hause,« rief ihm der Doctor aus dem Wagen zu; »legen Sie sich ins Bett und lassen Sie mich rufen . . . ich werde kommen.«

Dies hatte Nieul beabsichtigt. Sulpice kam ihm auf halbem Wege entgegen; er hätte ihm die Arznei auf der Stelle geben oder verordnen können, aber es hatte fast den Anschein, als ob er die Gelegenheit benutzen wollte, Nieul zu besuchen.

Noch sonderbarer war der Schmerz, den Nieul plötzlich fühlte. Er hatte nicht Zeit in die Herberge Touril's zurückzukehren. Man brachte ihn in ein elendes Haus, das er nannte. Sulpice, der gerufen ward, besuchte ihn.

»Warum sind Sie denn nicht zu Hause?« fragte Sulpice den Kranken.

Der einzige bemerkenswerthe Vorfall war die rasche Genesung Nieul's. Es war das dritte Mal, daß ihn der Doctor wieder gesund machte. So kam es, daß ein Monat verstrich, ohne daß der Plan der Marquise zur Ausführung kam. —

Nieul war seit acht Tagen wieder gesund, aber er hatte seine wilde, ruchlose Energie verloren.

Auf die Worte der Marquise: »ich bin zu Allem entschlossen!« schüttelte Bistouri bedenklich den Kopf.

»Ich will nicht sagen, es ist zu spät,« erwiederte er, »es ist nie zu spät, um einen geschickten Streich auszuführen, aber wir werden auf Hindernisse stoßen, und vielleicht brauchen wir Zeit . . .«

»Zeit!« wiederholte die Marquise aufstehend, »haben Sie mich denn nicht verstanden?«

»Ja wohl, mein Schatz, meine liebe Dame, wollte

ich sagen ... Aber die Sachen stehen schlecht, er kann mit einer Handbewegung alle Ihre Kartenhäuser umwerfen ... Ueber den Knaben in Mädchenkleidern will ich nicht spotten, das wäre nicht schön von mir ... aber unser Zeugniß in dem Notariatsprotokoll?«

»Der Knabe ist verschwunden,« sagte Asträa.

»Wie ist er verschwunden?«

»Ich habe ihn nach Nantes geschickt.«

»Von Nantes kann man auf der Eisenbahn in neun Stunden nach Paris kommen!« entgegnete Bistouri, »von dieser Seite sind wir also nicht sicher. Weißt Du noch, Coquinette,« setzte er nach einer Pause hinzu, »was ich Dir vor sechzehn Jahren in jener Nacht sagte? »Wir thun unser Werk nur halb, wir lassen Leute hinter uns ...«

»Du hattest Recht,« fiel ihm Asträa ungeduldig ins Wort; »aber darauf kommt es nicht mehr an!«

»Statt den Knaben nach Nantes zu schicken,« fuhr Bistouri leise fort, »hättest Du mir ihn bringen sollen.«

»Es ist wahr,« sagte Asträa, »es wäre besser gewesen ... aber es ist nicht mehr Zeit dazu ... Ist nur Sulpice beseitigt, so stehe ich für Alles.«

»Für Alles!« wiederholte Bistouri und schüttelte zum zweiten Male bedenklich den Kopf.

Er stand auf und ging mit schwerfälligen Schritten im Zimmer auf und ab. Als er ans Fenster trat, bemerkte er Franz Rostan im Garten. Er zeigte mit dem Finger ohne ein Wort zu sagen. Asträa zuckte die Achseln.

»Nieul wird sich nicht mehr an ihn wagen,« sagte Jean Touril.

Asträa trat einen Schritt zurück. »Hat denn dieser Mann einen Dämon, der ihn beschützt!« sagte sie auffahrend.

»Ich glaube es,« erwiederte Jean Touril.

»Aber er nimmt jetzt eine feindselige Haltung an,« sagte die Marquise; »ich habe eine Ahnung, daß er auf unser Verderben sinnt.«

»Das glaube ich auch,« sagte Bistouri.

»Und wir finden Niemand! ...« begann die Marquise.

Jean Touril nahm sie beim Arm und zeigte ihr wieder den großen Rostan, der von Zeit zu Zeit hinter den Bäumen zum Vorschein kam.

Der Tag neigte sich, es wurde dunkel im Garten. Franz Rostan ging langsam und schwerfällig, aber er war noch immer ein riesenstarker Mann.

»Nieul könnte der Köder seyn,« sagte Bistouri leise, »dieser hier müßte den Streich führen.«

»Er wird sich nicht dazu verstehen ...« entgegnete die Marquise.

»Sage ihm, daß Du ihn noch liebst, und er wird einwilligen!«

Asträa sann einen Augenblick nach. — »Man könnte ihm etwas versprechen,« sagte sie, wie mit sich selbst redend.

Bistouri faßte ihre Hand und sagte zutraulich: »Dein kleiner Fernand, Coquinette, wird Dich auslachen. Vielleicht ist er Dir schon untreu geworden ... Nun, versuche es nur. Viel Glück! ich bin zu jeder Stunde bereit; ich erwarte Dich.«

Die Marquise wurde zur Tafel gerufen. Sie öffnete das Fenster und rief den großen Rostan.

»Ich speise außer dem Hause,« antwortete Franz, der den Doctor Sulpice am Salonfenster bemerkt hatte.

»Ich habe Dir einen Platz neben dem meinigen angewiesen,« erwiederte die Marquise. »Komm herauf . . . ich habe mit Dir zu reden.«

Der große Rostan murrte, aber er ging sogleich in den Speisesaal, ohne durch den Salon zu gehen. Er fand Asträa in der Thür.

»Welche Spazierwuth?« sagte sie lächelnd, »und in diesem Wetter!«

»Wenn Sulpice hier einheimisch wird,« erwiederte der Marquis, »so will ich lieber das Haus verlassen.«

»Du fürchtest ihn also, armer Franz?«

»Er ist mir lästig . . .«

»Da kommt er . . . Begrüße ihn, um deine Verlegenheit zu verbergen . . . Vielleicht wird er Dir nicht mehr lange im Wege stehen.«

Der Doctor führte den wankenden Trüffelkönig. Die Gräfin von Morges erschien am Arme des Poeten Sensitive, Irene in Begleitung des Vitzdom von Pomard. Fernand war der Cavalier Chiffonnettens. Die arme Gabrielle mußte sich mit dem Notar begnügen.

Der Notar hatte die Ehre, ein »Drinker« zu seyn. Er hatte in seiner Jugend ein Trauerspiel unter dem Titel »Pelopidas« geschrieben. Der Baron Potel hatte ihm einiges Geld zum Ankauf seines Notariats vorgestreckt, und der Notar hatte dagegen die Verpflichtung übernommen, den besagten Potel als einen Ausbund von Liederlichkeit auszuschreien.

Der große Rostan begrüßte Sulpice nach Art der mürrischen, schmollenden Kinder. Die Gesellschaft setzte sich. Fernand wußte es so einzurichten, daß er seinen Platz neben Chiffon erhielt. Sensitive überließ dem Zufall seinen Platz.

Er besaß das Talent, in der Suppe, im Braten, in allen Nebengerichten poetischen Stoff zu finden, und Apollo, der Gott der Poesie, hatte ihm die Gabe verliehen, trotz seines ungeheuren Appetites mager zu bleiben. Ein wohlbeleibter Poet würde aufhören ein Poet zu seyn.

»Sie sehen, lieber Doctor,« sagte der Trüffelkönig, indem er seinen Platz einnahm, »so lebe ich . . . Täglich setze ich mich an den Tisch und sehe die Andern essen . . . Die Tafelfreuden sind mir ganz fremd geworden.«

»Heute werden Sie essen,« erwiederte Sulpice.

Der arme Tropf sah ihn erstaunt an. — Sulpice lächelte. Er nahm der Marquise, welche die Hausfrau spielte, den ersten Teller Suppe aus der Hand und stellte ihn vor den Trüffelkönig.

»Die Damen werden mich entschuldigen,« sagte er.

Der Trüffelkönig war unschlüssig, aber die dampfende Suppe trieb ihm einiges Blut in die Wangen, und er sagte für sich: »diese Suppe riecht sehr gut.«

Jeder unserer Leser ist wohl schon Zeuge gewesen von der an Zauberkraft grenzenden Gewalt, welche mancher Arzt über seine Patienten hat. Unter den Augen des Mannes, dessen Blick oft schon hinreichend ist, eine wohlthuende Veränderung zu bewirken, findet der Kranke oft den lange vermißten Appetit wieder. Er ißt, er erinnert sich mit Wohlgefallen der Zeit, wo sein kräftiger Magen den Kampf mit den schwersten Speisen siegreich bestand. Und was er heute ißt, schadet ihm nicht.

Der Trüffelkönig aß seine Suppe, wie ein rüstiger Mann.

»Mein Gott!« sagte Fernand seiner Nachbarin, die

ihren gewohnten gesunden Appetit verloren zu haben schien, »der Zufall hat mich nach Paris geführt, während Sie in unserer Bretagne blieben ... Der Zufall hat mich sehr früh in die große Welt eingeführt; aber mitten unter diesen rauschenden Genüssen blieb mein Herz leer ... ich sehnte mich nach einem gewissen Etwas, das ich nicht zu nennen vermochte ... In diesem unermeßlich großen Garten konnte ich meine Blume nicht finden ... Wie soll ich Ihnen das erklären, Mademoiselle Marie?«

»O, ich verstehe Sie recht gut!« sagte Chiffon mit Stolz; »ich bin ja schon einen Monat in Paris.«

Fernand versteckte sein Lächeln. »Sie ist reizend, entzückend,« dachte er; »aber der Sieg wird zu leicht seyn.«

»Es wundert mich nur,« erwiederte Chiffon, die zum ersten Male in ihrem Leben nach einem Witz haschte, »es wundert mich nur, daß Sie in dem Paradiese der Frauen Ihre Blume so lange gesucht haben.«

»Sie waren noch nicht hier,« lispelte der blonde Fernand.

Chiffon erröthete, aber sie lächelte.

Herr Gott! wie der kleine Loriot draußen im Regen schlotterte!

Die Marquise, welche die Honneurs machte, wußte es trotzdem möglich zu machen, mit dem großen Rostan, ihrem Nachbar, leise zu sprechen. — »Franz,« sagte sie ernst und bewegt, »ich habe Dir oft Unrecht gethan, ich sehe es ein und bereue es.«

»Was fällt Dir denn heute ein, Asträa?« fragte der Krautjunker erstaunt.

»Man kann doch die Vergangenheit nicht ganz vergessen,« erwiederte die Marquise, die Augen niederschlagend.

»Du willst wohl Variationen singen über das Thema: Alte Liebe rostet nicht?«

»Spotte nicht, Franz... Wir hatten Beide Unrecht Du weißt es wohl ... Wenn Du dein Benehmen ändertest und den Entschluß faßtest, mich in meinen Entwürfen muthig zu unterstützen ...«

»Aha!« sagte der Marquis, »wir brauchen Rostan's starke Hand!«

»Vielleicht.«

»Der spröde Fernand taugt nicht dazu ...«

Er hielt inne, um dem Blonden einen Blick zuzuwerfen, und lachte laut.

Die Marquise erblaßte vor Aerger, weil sich alle Augen auf sie richteten.

»Was gibt's denn?« fragte der Trüffelkönig.

»Mir kam eben ein närrischer Gedanke in den Kopf,« antwortete Franz Rostan.

Asträa hatte ihm oft zu trinken eingeschenkt. Er hatte seine duckmäuserische Schüchternheit verloren.

»Wissen Sie wohl, Cousin,« setzte er hinzu, »daß Sie heute einen famösen Appetit haben? Ihn bei Appetit und Dich freundlich zu sehen, Asträa, ist etwas Neues!«

»Warum hast Du gelacht?« fragte die Marquise, als die Privatgespräche wieder begonnen hatten.

»Weil ich die Ursache deiner Freundlichkeit bemerkt habe,« erwiederte Franz Rostan; »der Fernand macht der Kleinen den Hof ... sie ist verdammt hübsch!«

Asträa sah die beiden jungen Leute ebenfalls an.

»Du hast's vielleicht errathen,« sagte sie; »aber was kann Dir an dem Beweggrunde liegen, wenn ich Dir unbedingte Aussöhnung und Verzeihung und die alte Freundschaft antrage?«

»Wahrhaftig, sie ist hübsch,« wiederholte der große Rostan, statt zu antworten. »Aber sie hat eine Aehnlichkeit... ich mag sie nicht ansehen.«

Franz wußte nichts von Allem, was sich im Laufe des Tages zugetragen hatte. In diesem Augenblicke ließ sich der Poet vernehmen; er war bisher fast ausschließlich mit seinem Teller beschäftigt gewesen, nun aber beschloß er, eine poetische Blüthe des englischen Lebens auf französischem Boden einheimisch zu machen: er begrüßte Marie von Rostan mit lauter, vernehmlicher Stimme, als echter Gentleman, und bat sie um Erlaubniß mit ihr zu trinken.

»Wo ist denn die Andere?« fragte der Marquis, »die andere Marie?«

»Ich werde es Dir später sagen,« antwortete die Marquise.

Franz murrte: »Ich weiß jetzt wem sie ähnlich ist... Ob sie ein gleiches Ende finden wird, wie ihre Mutter?«

Er stürzte ein Glas Portwein hinunter und seine Stirn verfinsterte sich noch mehr.

»Wir werden unter vier Augen mit einander reden,« flüsterte ihm Asträa zu. »Ich will Dir nicht verhehlen, daß es etwas zu thun gibt... Es hängt von Dir ab, Herzog von Rostan zu werden.«

IX.

Chiffonnettens Freigebigkeit.

Es versteht sich von selbst, daß man bei dem Trüffelkönig ausgezeichnet speiste. Die ganze Tischgesellschaft stand heiter und befriedigt auf. Der Trüffelkönig fühlte sich um zehn Jahre verjüngt, und er selbst fragte, ob man nicht etwas Musik machen wolle. Die Gräfin von Morges hatte ihm einige sehr deutliche Heirathsbemerkungen gemacht, die er beinahe verstand. Er sah Gabrielle an, aber ihr blasses, trauriges Gesicht versalzte ihm die Freude.

Irene sang. Als sie fertig war, küßte sie der Trüffelkönig auf beide Wangen.

Wir schalten hier eine Bemerkung ein. Seitdem Loriotte fort war, hatte der Doctor Sulpice durch kein Wort und keine Geberde die Absicht verrathen, die Identität Jeans von Rostan in der Person Fernands anzutasten. Und gleichwohl hatte Fernand jedes Zusammentreffen mit Irene gemieden. Die beiden Geschwister blieben einander durchaus fremd. Man schien im Salon des Trüffelkönigs ihre nahe Verwandtschaft zu vergessen. — Eben so wurde auch zwischen Franz Rostan und Irene, dem Vater und der Tochter, nur ein entfernter Gruß gewechselt. Wer dem Doctor Sulpice nahe stand, konnte sich unter die Trabanten Asträens nicht mengen. Es waren zwei scharf geschiedene, unvereinbare Lager. — Dieses Verhängniß waltete über der Familie des Trüffelkönigs — mit

einer Ausnahme jedoch. Marie von Rostan und Fernand schienen einander sehr gut zu verstehen. Irenens Blick hätte Sulpice einige Male gewarnt, aber Sulpice schien es gar nicht zu beachten.

Die Gräfin führte ihre Tochter ans Piano, aber das arme Mädchen konnte nicht singen. Fernand nahm den ihr zugedachten Platz am Piano ein. Er war ein guter Musiker und hatte eine hübsche Stimme. Er sang eine Romanze. Die zärtlichen, albernen Worte der modernen Romanze machen auf Mädchenherzen einen tiefen Eindruck. Chiffon bezog auf sich, was die Romanze von »Rosita« oder »Nelly« sagte; sie erröthete bis über die Ohren und ihr Herzchen pochte ungestüm.

Als Fernand sich wieder zu ihr setzte, schlug sie die Augen nieder; sie wollte nicht mehr mit ihm scherzen und lachen. Wir wissen nicht was Fernand ihr sagte, aber ihre Augen füllten sich mit Thränen.

Daher kam es, daß Chiffon so zerstreut war, als sie mit dem Doctor und Irene in den Wagen stieg; daher kam es, daß sie den armen kleinen Loriot nicht bemerkte. So geht's den träumenden Mädchen: sie haben Augen, um — nicht zu sehen.

Als Sulpice Abschied nahm, sagte er zu dem Trüffelkönig: »Ich will Ihnen meinen ärztlichen Beistand nicht versagen, wenn ich die Gewißheit habe, daß meine Vorschriften befolgt werden. Hören Sie meine Bedingungen: Morgen vor dem Frühstück setzen Sie sich in den Wagen; wohin Sie fahren, darf Niemand wissen . . . Unterwegs befehlen Sie dem Kutscher, zu mir zu fahren . . . Für Ihren Empfang soll

gesorgt werden, und Sie begeben sich nicht wieder in Ihr Hôtel.«

»Und Sie werden mich heilen?« fragte der Trüffelkönig unschlüssig.

»Ich hoffe es mit Gottes Hilfe,« antwortete Sulpice.

Er nahm Abschied. Der Trüffelkönig sah sich um; die Marquise Asträa stand hinter ihm.

Am andern Morgen erwachte Chiffon mit schwerem Kopfe und noch schwererem Herzen. Ohne zu wissen warum, war ihr ganz weinerlich zu Muthe. Alles was sie Abends vorher gedacht und empfunden hatte, schwebte ihr nur dunkel vor, wie ein wüster Traum . . . Sie hatte Loriot wieder gesehen, und der Gedanke an ihn hatte sie nicht ausschließlich beschäftigt. Wie war das möglich gewesen? . . . Nach einigem Besinnen fand sie die Ursache ihrer Vergessenheit: Fernand . . . Sonderbar! Loriot hatte in den Mädchenkleidern unendlich in ihren Augen verloren. Und doch wollte sie Fernand nicht lieben, sie wollte ihren Loriot nicht vergessen. Das arme Kind gab sich alle erdenkliche Mühe, um nur an Loriot zu denken. — »Ich fühle, daß ich diesen Fernand verabscheuen werde, wenn er mich hindert, an meinen Loriot zu denken!« — Sie meinen es wirklich so, die bethörten Mädchen!

Gegen sieben Uhr Morgens kam Virginie, die belesenste aller Zofen, ganz athemlos in das Zimmer Chiffonnettens. Virginie war Morgens gemeiniglich außer Athem. Roblot wohnte weit.

»Mademoiselle Marie,« sagte sie, »kennen Sie Toto Gicquel?«

»Mich dünkt, der Doctor hat von ihm gesprochen,« antwortete Chiffon.

»Dieser Toto Gicquel,« fuhr Virginie fort, »ist ein harmloser Tropf, wie deren einer in den »Bergschotten« und ein anderer in dem »Capitän Raymond« vorkommt . . . Auch in der »Schlucht von Sandworth« kommt einer vor . . . und er fiel sogar in die Schlucht, wo er wichtige Papiere fand, durch die Sir Duncan, der Pathe Malcolm's, seinen Prozeß gewann; denn ohne diese Papiere wäre die ganze Erbschaft dem Lord Cornwall, dem Vetter des alten Macdonald, zugefallen . . .«

»Was wollten Sie mir von Toto Gicquel sagen?« fiel ihr Chiffon ins Wort.

»Von ihm!« erwiederte Virginie naserümpfend, »o der arme Tropf! . . . Ich weiß es von seinem Vetter Roblot . . . Sie müssen wissen, Roblot ist kein düsterer Seemann, wie Christian Gustavsohn in den »Schwedischen Piraten« . . . er ist ein lustiger Matrose . . . ein Mann, der ein charakteristisches Gesicht hat, aber Ohrringe trägt . . .«

Chiffon sah Virginie zornig an. »Wenn Sie nicht auf der Stelle reden, so schicke ich Sie fort!«

Virginie ließ das Kleid fallen, das sie in der Hand hatte. — »Mich fortschicken!« wiederholte sie unwillig. »Die arme Sidonia in der »Abtei Rosenthal« muß sich diese Demüthigung auch gefallen lassen . . . O, Mutter! Mutter!«

Sie rief auch den blonden Ethelred an.

»Arme Virginie!« erwiederte Chiffon gerührt, »ich hatte Unrecht . . . Es ist noch nicht lange, daß ich hilfloser war als Du, und ich habe es nicht vergessen.«

Virginie hob beide Hände empor. — »Edles, hochher-

ziges Mädchen, wer sollte Sie nicht lieben! . . . Ich wollte Ihnen sagen, daß Roblot Sie gegen zehn Uhr nach Hause fahren sah . . . Ein ärmlich gekleideter junger Mensch lief hinter dem Wagen her . . .«

»Ein junger Mensch?« wiederholte Chiffon.

Es war also nicht Loriot, denn Loriot war ja in Mädchenkleidern. Die Marquise hatte ganz einfach gesagt, als sie wieder in dem Salon des Trüffelkönigs erschienen war: Ich habe ihn fortgejagt, er mag sich anderswo hängen lassen.

Chiffon schauderte so oft sie an die Marquise dachte.

»Ja wohl,« fuhr das Kammermädchen fort, »er war ganz außer Athem und durchnäßt . . . aber ein bildhübscher junger Mann, Roblot kennt ihn . . .«

»So!« sagte Chiffon, »er kennt ihn?«

»Er kennt ihn, ohne zu wissen wer er ist . . . er hat ihn zweimal gesehen: einmal auf der Landstraße unweit Mans . . . und wie regnete es damals!«

Chiffon lauschte in athemloser Spannung.

»Und ein anderes Mal,« fuhr Virginie fort, »auf dem Boulevard des Capucines . . .«

»Und beide Male,« sagte Chiffon zögernd, »war er nicht allein?«

»Nein.«

»Wer war bei ihm?«

»Mademoiselle,« antwortete Virginie, die Augen niederschlagend.

Chiffon sprang aus dem Bett und zog schnell ihre Pantoffeln an. Virginie warf ihr einen Schlafrock über. Chiffonnettens Wangen glühten; Virginie hielt es für Zorn.

»Mein Gott! Mademoiselle,« sagte sie, »über solche Kleinigkeit müssen Sie sich nicht ärgern.«

Chiffon setzte sich vor das Caminfeuer.

»Sonst hat Roblot nichts gesagt?« fragte sie.

»Er ging ihm nach, um ihn genauer anzusehen, weil er nicht recht wußte, ob er's wirklich war . . . Der junge Mensch weinte und schlotterte vor Kälte.«

»Mein Loriot!« rief Chiffon, deren Augen sich mit Thränen füllten; »mein armer Loriot!«

»Roblot wollte auch wissen,« fuhr Virginie fort, »ob er in der Nähe wohnt . . .«

»Roblot weiß, wo er wohnt?« fragte Chiffon hastig.

»Ach! Mademoiselle,« erwiederte Virginie, die ihrer jungen Gebieterin zu gefallen einen mitleidigen Ton annahm; »ach, er wohnt gar nicht!«

»Wie! er wohnt nicht?«

»Roblot brauchte ihm nicht weit zu folgen . . . Sie wissen das Haus, das drüben gebaut wird. Denken Sie sich, er hat auf den Hobelspänen geschlafen!«

Chiffon faltete ihre Händchen und erwiederte:

»Ganz durchnäßt, vor Kälte schlotternd . . . und vielleicht hungerte ihn!«

»Das ist wohl möglich,« sagte Virginie.

Chiffon sann einige Augenblicke nach. »Ich will Roblot sprechen!« sagte sie.

»Sobald ich ihn wiedersehe . . .« begann Virginie.

»Nein, ich will ihn auf der Stelle sprechen!«

»Ich weiß nicht, ob er noch zu Hause ist . . .«

»Ich will, ich muß ihn sprechen!« wiederholte Chiffon,

mit dem Fuße stampfend. »Hole mir den Mann auf der Stelle . . . Geschwind!«

Virginie eilte fort.

Chiffon, die nun allein war, drückte beide Hände aufs Gesicht. Zwischen ihren zitternden Fingern quollen die Thränen hervor.

Mein Gott! ohne Wohnung, ohne Obdach! Vormals hätte es nicht viel zu bedeuten gehabt; aber seit einem Monate schlief Chiffon in einem weichen Flaumbett; sie war reich, sie dachte nur noch schaudernd an die Entbehrungen der Armuth, zumal wenn es sich um ihren Loriot handelte. Loriot hatte immer die Bequemlichkeit geliebt, er hatte die Entbehrungen nie so muthig ertragen, wie sie.

»Herr Roblot,« sagte Virginie im Vorzimmer sehr laut, »ich spreche nicht gern mit Männern. Mein gnädiges Fräulein hat mir aufgetragen, Sie kommen zu lassen; ich thue was mir befohlen ist . . .«

»Bist Du fertig?« murmelte Roblot und schob sie auf die Seite.

Er trat mit dem Hut in der Hand ein. Chiffon eilte ihm entgegen.

»Sie haben ihn gesehen!« sagte sie; »ich erkenne Sie : . . Sie scheinen ein braver Mann zu seyn . . . ich will mich Ihnen anvertrauen.«

Roblot war im ersten Augenblicke etwas verblüfft über diesen ganz ungewohnten Angriff; aber er »lavirte,« wie er sich nach Seemannsart auszudrücken pflegte, und kam bald vor den Wind.

»Meinen Respect, mein schönes Mamsellchen,« erwiederte er. »Ja, ich habe ihn gesehen . . . und Sie erkenne

ich auch, nichts für ungut, nicht wahr? . . . Vertrauen Sie sich mir nur an, ich bin ein ehrlicher, aufrichtiger Kerl, so wahr ich Roblot heiße!«

Virginie fühlte die Beschämung einer gebildeten Frau, die einen Tölpel geheirathet hat. Sie hatte dem derben Seemanne eine Antwort einstudirt; aber Freund Roblot, der an Eroberungen gewöhnt war, war ein rücksichtsloser Sieger und ließ sich von Virginie nicht schulmeistern.

Chiffon reichte ihm die Hand, die er recht freundschaftlich drückte.

»Lassen Sie uns allein,« sagte sie zu Virginie.

Das war zu viel! das hatte Virginie nicht erwartet. Man reizte täglich ihren Appetit mit einem köstlichen Geheimniß, um ihr den leckern Bissen zu entziehen, wenn sie eben anbeißen wollte. Es war eine Tantalusqual.

Sie entfernte sich mit stolzer Entsagung. Draußen erhob sie, wie Orestes, die geballte Faust und klagte den Himmel an.

»Herr Roblot,« sagte Chiffon, »Sie müssen meinen Loriot wiederfinden . . . Sie verstehen mich, es muß seyn . . .«

»Es soll geschehen,« antwortete der Seemann; »man kann Alles, wenn man sich Mühe gibt.«

»Zuerst sehen Sie drüben zu . . . wo er übernachtet hat . . . Ist es wahr, daß er zitterte?«

»Ja wohl; es war ziemlich frisch im Regen.«

»Ich schaudere, wenn ich daran denke . . . Wenn Sie ihn finden, geben Sie ihm Geld.«

»Ich habe keins,« sagte Roblot, »sonst würde ich gern einen Vorschuß machen.«

»Ich auch nicht!« sagte Chiffon trostlos; »ich hatte nicht daran gedacht ... Aber ich habe Schmuck. Sie müssen meinen Schmuck verkaufen ... Sie müssen!« setzte sie hinzu, als Roblot Einwendungen machte, und faßte seine großen schwieligen Hände; »der Schmuck gehört mir, der Doctor Sulpice hat mir ihn geschenkt ... Nehmen Sie meine Kette, meine Uhr ... nehmen Sie Alles und gehen Sie, gehen Sie geschwind!«

Roblot zögerte.

»So gehen Sie doch!« rief Chiffon außer sich. »Es friert, es hungert ihn ... Wenn Sie nicht gehen wollen, so gehe ich selbst!«

»Sie selbst?« wiederholte Roblot; »was fällt Ihnen ein!«

»Ich fürchte mich nicht!« sagte sie mit stolzem Selbstgefühl.

»Donner und Brest!« sagte der Seemann, »die ist wahrhaftig eine Rostan ... Nur nicht so grimmig, Mamsellchen! Ich habe mit dem Patron Sulpice Ihrem Vater gedient. Da Sie es wollen, so nehme ich Ihre Siebensachen und verkaufe sie, um Ihren Kleinen wieder flott zu machen ... wie nennen Sie ihn? Loriot oder Pierot?«

»Loriot,« verbesserte Chiffon, etwas beleidigt.

»Adieu, auf Wiedersehen! ... ich werde schon rapportiren.«

»Warten Sie,« sagte Chiffon; »ich will Ihnen sagen was Sie zu thun haben ...«

»Zuerst muß ich ihn finden ...«

»Ja wohl, und dann führen Sie ihn zu einem Schnei-

der und kaufen ihm schöne schwarze Hosen, wie Herr Fernand trägt . . .«

»Mir nicht bekannt; ich habe weder Herrn Fernand noch seine Hosen gesehen.«

»Daran liegt nichts . . . und hübsche Stiefel . . .«

»Lackirt?«

»Das versteht sich! . . . Eine Sammtweste . . . einen kurzen, enganschließenden Rock . . . Schade, daß Sie Fernand nicht gesehen haben . . . Und dann eine Cravate à la Joinville . . . und einen feinen Seidenhut mit ganz schmalem Rande . . .«

Sie hielt inne und klatschte vor Freude in die Hände. — »O, wie hübsch wird er aussehen!« jauchzte sie.

»Ja, das muß wahr seyn,« erwiederte Roblot, »der kleine Tausendsasa ist verdammt hübsch . . .«

Chiffon lachte ausgelassen und schlug ihn auf die breite Schulter. »Sie sind ein braver Mann . . . Warten Sie, warten Sie!« setzte Chiffon hinzu, als Roblot fortgehen wollte; »auch einen hübschen, zierlichen Spazierstecken muß er haben . . . ein ganz kurzes Stöckchen mit einem Carniol oben darauf . . . Das ist elegant! . . . Und weiße Handschuhe . . .«

»Das versteht sich; er soll Alles haben.«

»Warten Sie noch einen Augenblick, Herr Roblot! wir haben noch nichts von der Wohnung gesagt . . . Sie müssen ihm in der Rue Vivienne ein hübsches Zimmer miethen . . . mit Thürvorhängen und gestickten Gardinen, mit einem bunten Teppich und einem guten Fauteuil à la Voltaire . . .«

»Diable! das ist viel!« sagte Roblot, der die Uhr und die Kette in der hohlen Hand wog.

Chiffon eilte an den Nachttisch, nahm ein sehr schönes Armband und tanzte wie närrisch auf den Seemann zu.

»Nehmen Sie das auch noch,« sagte sie; — »und ein recht weiches Bett mit blauen Vorhängen muß er haben . . . und einen kleinen Schreibtisch von Palissanderholz . . . kurz, Alles muß hübsch und elegant seyn . . . Jetzt gehen Sie! Mein Gott! wie langsam sind Sie, Herr Roblot! Sie sind noch nicht fort!«

Sie faßte ihn bei den Schultern und schob ihn zur Thür hinaus.

»Adieu, auf Wiedersehen!« sagte Roblot, der gar nicht wußte, wie ihm geschah. — »Donner und Brest!« sagte er auf der Treppe; »die Kleine versteht sich schon auf die Liebe, als ob sie ein ganzes Jahr in der Pariser Schule gewesen wäre! Wie mancher brave Seemann möchte an der Stelle dieses Loriot seyn! . . . Aber vorläufig will ich doch mit dem Doctor Sulpice sprechen.«

X.

Prinzessin oder Rentière.

Der Doctor Sulpice, von Freund Roblot befragt, rieth ihm, die Befehle Chiffonnettens buchstäblich zu vollziehen. Er nahm die Schmucksachen und gab dafür Goldstücke her.

Freund Roblot ging sofort auf Kundschaft aus. Die Arbeiter an dem im Bau begriffenen Hause hatten ihr Tagewerk bereits begonnen. Sie hatten unsern kleinen Loriot auf Hobelspänen schnarchend gefunden und boten ihm ein Stück von dem Brot, das jeder von ihnen unter dem Arme mitgebracht hatte. Dabei ließen es die braven Leute keineswegs an gutem Rath und an Warnungen vor Müßiggange und Pflastertreterei fehlen. Loriot fand das Brot gut, weil er Appetit hatte. Der gute Rath, das Maurer- und Tischlerhandwerk zu erlernen, fand weniger seinen Beifall. Aber arbeiten muß man doch, wenn man keine Renten hat. Loriot sah schon den Schubkarren, den Sand und Kalk mit trübseliger Miene an, als Roblot in der Thür des Breterverschlags erschien.

Loriot erkannte in ihm auf den ersten Blick den Seemann aus dem Postwagen, und eine Hoffnung, die ihm selbst nicht recht klar war, dämmerte in seinem Herzen. Roblot winkte ihm; Loriot dankte seinen Wohlthätern und gehorchte sogleich.

»Guten Morgen, Landsmann,« sagte Roblot.

»Guten Morgen,« antwortete Loriot.

»Trinkst Du noch gern Rosoglio?«

Loriot sah ihn von der Seite an und antwortete nicht.

»Ich frage Dich, Landsmann,« wiederholte Roblot sehr ernst, »ob Du noch gern Rosoglio trinkst.«

»Wer hat Euch gesagt, daß ich ihn gern getrunken?« fragte Loriot.

»Mein kleiner Finger ... der weiß Alles. Ich biete Dir einen Rosoglio an, wenn Du Appetit hast.«

Loriot würde es gern angenommen haben, er war nicht blöde; aber er meinte, der Seemann wolle ihn foppen. Er sah sich nach den Maurern um, die weiter arbeiteten.

Roblot klopfte an die Tasche, die einen guten Klang von sich gab, und nahm ohne weiteres den Arm des noch unschlüssigen Loriot.

Als die beiden Landsleute in der Nähe des Odeon in einem Liqueurladen saßen, sagte Roblot:

»Man hat Prinzessinnen gekannt, die sich in einen Mastwächter oder sogar in einen Calfaterer verliebten ... aber nie in einen Strandwächter ... kurz und gut, Landsmann, Du bist ein Glückskind!«

Loriot hatte sein Gläschen schon ausgetrunken.

»Soll ich Dir noch einen bezahlen?« fragte Roblot.

Loriot nickte ihm sehr freundlich zu. Der Seemann gefiel ihm.

»Warum soll ich ein Glückskind seyn?« fragte er gleichwohl.

»Weil Dir Alles gelingt was Du anfängst, kleiner Landsmann,« antwortete Roblot. »Möchtest Du ein paar

Seereisen mit mir auf dem »Jeune-Ernest« von Saint-Serran machen?«

»Ich habe keine Lust zum Seewesen,« antwortete Loriot, indem er sein zweites Gläschen nippte.

»Nun, der Geschmack ist verschieden,« sagte Roblot ernst; »zu welchem Gewerbe hättest Du denn Lust, Bürschchen?«

»Ich besinne mich eben darauf,« erwiederte Loriot.

»Gut, übereile Dich nicht und tappe nicht umher, wie im Blindekuhspiel ... Haben wir auch Quibus, um uns lange zu besinnen?«

Loriot schüttelte den Kopf.

»Kein Quibus?« setzte Roblot hinzu, »und doch guten Appetit? ... Dann müssen wir Rath halten und sehen, wie manövrirt werden soll ... Ich fange an. Gefällt Dir das Maurerhandwerk?«

»Das kann ich gerade nicht sagen.«

»Dann wird's aus der Liste gestrichen ... möchtest Du Bäcker werden?«

»Das sind die Leute mit den blauen Hemden und bloßen Füßen? Nein.«

»Also der Bäcker gestrichen! ... Oder Fleischer?«

»O nein!«

»Oder Schneider?«

»Die haben krumme Beine.«

»Oder Steinsetzer? ... Zimmermann? ... Dachdecker?«

»Ich möchte lieber ...« begann Loriot.

»Was möchtest Du lieber?«

Loriot zögerte und gab am Ende gar keine Antwort. Roblot lachte und ließ sich ein Glas Rum geben.

»Soll ich Dir's sagen?« fuhr er fort; »man braucht gerade kein Herenmeister zu seyn, um es zu errathen ... Du bist zum Muttersöhnchen geboren ... brauchst warmes Wasser zum Händewaschen und möchtest Dir jeden Abend das Bett wärmen lassen.«

»Man hat mir's einen Monat gewärmt!« seufzte Loriot, der an seine geschwundene Größe dachte.

»Du bist also zum süßen Herrchen, zum Zierbengel, zum Olibrius geboren; Du möchtest Dir die Haare pomadisiren, das Schnupftuch parfümiren, alle Tage ein weißes Hemd anziehen, und Tanzschuhe und ein Spazirstöckchen tragen, mit dem Hut auf halb zwölf und mit einer goldenen Kette den ganzen lieben Tag auf der Straße schlendern und die Putzmacherinnen am Fenster und die Gaukler am Boulevard angaffen ... und Abends auf den Ball Montesquieu beim Palais-Royal gehen, und den Angenehmen spielen ...«

»Macht Ihr's etwa so, Landsmann?« fragte Loriot, während Roblot Athem schöpfte.

Roblot nahm einen Schluck Rum. Er hatte ihn wohl verdient.

»Ich könnte Dir,« fuhr er fort, »alle Unterhaltungen, die man hier in Paris findet, an den Fingern herzählen. Man nennt Paris das Paradies der Frauen, weil die Weibsleute hier nicht so zimperlich und schöner aufgetakelt sind, als in irgend einer Seestadt der ganzen Welt ... Doch wir wollen's gut seyn lassen, Kleiner: Du bist ein Glückskind! ... Knöpfe die Augen auf: willst feine Tuchhosen, carrirte Westen, lackirte Stiefel, Röcke à la Hausherr? Eine Fee,

die mich zu ihrem Bootsmann erkoren, hat sich in den Kopf gesetzt, Dich vom Topsegel bis zum Kiel zu säubern und aufzuputzen!«

Loriot machte große Augen. »Eine Fee!« wiederholte er.

»Ja wohl, eine steinreiche Dame, eine Gräfin, eine Prinzessin, was weiß ich? . . . Kurz und gut, sie hat Dich bemerkt, als Du an ihrem Hause vorbeisteuertest.«

»Wann?« fragte Loriot.

»Vor einiger Zeit . . . und sie ist sterblich in Dich verliebt.«

»Wo wohnt sie?«

»Still! . . . das ist ein Geheimniß.«

»Wie heißt sie?«

»Still! . . . das darf ich nicht sagen.«

»Ist sie hübsch?«

»Schön wie ein Gestirn . . . eine reizende Fee, die in einem prächtigen Palast wohnt.«

Loriot wurde nachdenkend. — »Aber ich,« sagte er endlich verlegen, »ich habe schon eine Geliebte.«

»Nicht möglich! . . . wer ist's denn?«

»Ihr habt sie gesehen . . . sie war auf der Landstraße bei mir.«

»Und auf dem Boulevard?«

»Ganz recht.«

»Ja, ich erinnere mich: ein winziges, schmächtiges kleines Mädchen . . .«

Loriot wollte eben trinken, aber er stellte sein Glas auf den Tisch.

»Das verstehet Ihr nicht, Landsmann,« sagte er mit finsterer Miene; »die Chiffonnette ist gewiß hübsch.«

»Das ist Geschmackssache.«

»Wenn Ihr sie als Demoiselle gesehen hättet . . .«

»Sie hat also ihr Glück gemacht?« fragte Roblot.

»Ja . . . ja, sie hat ihr Glück gemacht,« seufzte der kleine Bretagner.

»Wahrscheinlich wie man in Paris sein Glück macht!« sagte Roblot höhnisch.

Loriot stand auf und legte ihm die Hand auf die Schulter.

»Landsmann,« sagte er entschlossen, »ich weiß nicht, ob ich stark oder schwach bin, ich habe mich nie geschlagen . . . aber ich werde mich mit Euch schlagen, wenn Ihr von der Chiffonnette schlecht sprecht.«

»Er hat doch das Herz auf dem rechten Fleck,« dachte Roblot, »obschon er vor der Kleinen die Segel streichen muß.« — Er ließ sich noch ein Glas Rum geben und erwiederte: »Ihr laßt also der Prinzessin sagen, sie möge sich in Pondichéry nach einem Geliebten umsehen.« Ihr wollt weder neue Kleider noch einen Spazirstock mit einem Carniolknopf?«

»Ein Carniol ist wohl sehr schön?« fragte Loriot.

»Alle eleganten Herren tragen einen Carniol . . .«

Loriot wischte sich den Schweiß von der Stirn. Er hatte einen schweren innern Kampf zu bestehen. Gestern, ehe er Chiffon wiedergesehen, würde er sich nicht einmal die Mühe gegeben haben, zu kämpfen. Sein durch die Liebe gewecktes Ehrgefühl war noch sehr jung.

»Was sollte ich im Grunde mit dem Flitterkram ma-

chen?« sagte er; »ich habe ja nichts zu essen und weiß nicht wo ich schlafen soll.«

»Die Prinzessin,« antwortete Roblot, »bietet Dir ein hübsches Zimmer und täglich drei Franken und fünfzig Centimen Kostgeld.«

Roblot nannte diese fabelhafte Summe auf eigene Verantwortung.

Loriot stieß einen gewaltigen Seufzer aus. »Ist sie jung?« fragte er.

»Gut conservirt,« antwortete der Seemann, »und riecht nach Kölnerwasser!«

»Was rathet Ihr mir, Landsmann?«

Roblot gab ihm einen vertraulichen Wink. Loriot rückte ihm näher.

»Höre, Kleiner,« sagte er, »Du liebst nach wie vor deine Bobinette, Simonette, oder wie sie sonst heißt . . . und nimmst die Geschenke der Prinzessin.«

»Aber das ist nicht schön!«

»Larifari . . . die Männer sind da, um die Weiber zu caramboliren.«

Loriot nippte seufzend seinen Rosoglio. »Ich will mich lieber nach Arbeit umsehen,« sagte er.

Roblot wäre ihm gern um den Hals gefallen, aber er wollte ihn noch stärker auf die Probe stellen. Er nahm Loriot bei der Hand und führte ihn vor einen Spiegel. Der gestrige Regen und die auf den Hobelspänen zugebrachte Nacht hatte dem Anzuge des kleinen Loriot ein trauriges Aussehen gegeben. Während sich der arme Knabe mit trübseliger Miene betrachtete, klimperte Roblot mit den Goldstücken in der

Tasche und sagte: »Ich habe den Auftrag, einen schönen jungen Herrn aus Dir zu machen.«

»Hol's der Teufel!« rief Loriot; »Chiffon hat mich gestern Abend nicht einmal angesehen . . . sie hat sich geziert . . . Ich will aussehen wie der junge Herr, der ihr die Hand küßte, als sie in den Wagen stieg.«

»Ganz recht,« sagte Roblot; »dies hat man mir aufgetragen; so sollst Du aussehen.«

Eine Stunde nachher war der kleine Loriot in einen Stutzer verwandelt: er trug lackirte Stiefel, schwarze enge Beinkleider, eine Sammtweste und einen kurzen knappen Rock nebst entsprechendem Zugehör. Er hatte zwar noch nicht den Anstand eines jungen Parisers, aber er sah wirklich recht hübsch aus; die Straße war nicht breit genug für den kleinen Stutzer, der im Gefühl seines neuen Glanzes mit dem Spazirstöckchen fuchtelte. — »Jetzt,« dachte er, »wird mich die Chiffonnette gewiß ansehen!«

Sogar die von Roblot erfundene Prinzessin wollte er durch seinen Glanz blenden. Er ließ sich eine Lorgnette kaufen, um die Damen unverschämt anzusehen. Er schämte sich seines Begleiters, dem er doch seine Umwandlung zu danken hatte. Sein einziger Trost war der Gedanke, man werde Roblot für seinen Diener halten.

Roblot miethete ihm, seiner Weisung gemäß, ein Zimmer in der Rue Vivienne. — Dann verließ er ihn mit der Versicherung, daß die geheimnißvolle Prinzessin die Augen auf ihn gerichtet habe.

Loriot, dessen Tasche auch gehörig gespickt war, blieb anderthalb Stunden vor dem Spiegel. Nach Verlauf dieser Zeit war er an seine neue Lage vollkommen gewöhnt. Das

Schicksal war ihm diese Umwandlung schuldig; es hatte nur zu lange gezögert. War er ihm Dank schuldig, dem grausamen Geschick, das ihn auf Hobelspänen hatte schlafen lassen?

Er versuchte sein Bett und wälzte sich in seinem Fauteuil à la Voltaire. So oft als er Fußtritte vor seiner Thür hörte, dachte er: »das ist die Prinzessin, die mich besuchen will . . .« Er zog seine Vatermörder in die Höhe und nahm sich vor, recht grausam zu seyn.

Die Prinzessin kam nicht. Wenn man so schön ist, verliert man seine Zeit, wenn man sich nicht öffentlich zeigt. Loriot studirte noch einmal vor dem Spiegel eine graziöse Haltung ein und ging aus.

Auf der Straße sahen ihn alle Leute an. Er machte ungeheuren Effect. Er war etwas befangen, aber entzückt, und stolzirte weiter. Er trat in einen dunklen Gang und versuchte, die Lorgnette in die Augenhöhle zu klemmen; es wollte nicht gehen. In einem Tage lernt sich nicht Alles.

Wenn ihm eine verschleierte Dame begegnete, so warf er sich in die Brust, weil er dachte, es könne seine Prinzessin seyn. Aber Chiffonnette nahm doch in seinen Gedanken die erste Stelle ein; sein sehnlichster Wunsch war, sich ihr in seiner Glorie zu zeigen. Chiffonnette war allerdings sehr hübsch als Demoiselle, aber er war als vornehmer junger Herr mindestens eben so schön. Chiffonnette würde gewiß nicht so viel Aufsehen gemacht haben.

Wenn er nur den Namen der Straße gewußt hätte, wo der Wagen des Doctors Abends zuvor angehalten hatte. Loriot hatte als Mädchen gemeiniglich nur zu Wagen und in Begleitung der Marquise Asträa das Haus verlassen, und

hatte daher noch wenig Localkenntniß. Um die Straße zu finden, wußte er kein besseres Mittel, als in die Rue de Matignon zu gehen und sich dann, wie Abends zuvor, gegen die elysäischen Felder, dann über die Eintrachtsbrücke zu den Quais zu wenden. Dieser Weg war lang, aber sicher; nur die lackirten Stiefel litten dabei, und es that dem armen Loriot in der Seele weh, das spiegelblanke Leder mit Koth bespritzt zu sehen. — Er machte bei dieser Gelegenheit die Erfahrung, daß eine Equipage nicht durch einen Spazirstock ersetzt werden kann.

Unterwegs blieb er vor dem Spiegelfenster eines Friseurs stehen, um die Schleife seiner Cravatte zu ordnen. Der Friseur verkaufte pflichtgemäß falsche Schnurbärte. Loriot hatte Lust, einen zu kaufen, aber er dachte, die Chiffonnette könne ihn für einen Andern halten. Er wollte sich lieber daguerreotypiren lassen und ihr sein Porträt in einem Rahmen zu fünfundzwanzig Sous schicken. — Endlich kam er in die Rue de Tournon und erkannte das halb vollendete Haus, wo er die vorige Nacht geschlafen hatte. Welche Veränderung war seitdem mit ihm vorgegangen und mit welcher Verachtung dachte er an die gastlichen Hobelspäne!

Chiffon mußte etwa fünfzig Schritt weit wohnen. Loriot warf sich in die Brust und drückte den Hut etwas schiefer auf's Ohr. Aus einem Hausthor fuhr eine Kutsche . . . Chiffonnette saß darin. Loriot starrte sie mit offenem Munde an. — Chiffon sah ihn erstaunt an und fuhr laut lachend davon.

Loriot war außer sich. Chiffon hatte gelacht! Sie hatte ihn verspottet! Alle seine hochfliegenden Hoffnungen fielen lahm zur Erde. Er war tiefer gestürzt, als ein ausgepfiffener

Schauspieler, als ein Theaterdichter, dessen Claque sich nicht eingefunden hat. Er hatte trotz Seidenhut und Sammtweste und lackirten Stiefeln nur Gelächter erregt!

Er war so verdutzt, daß er das Bewußtseyn seiner neuen Würde verlor. Er setzte sich, als ob er noch ein kleiner Landstreicher gewesen wäre, auf einen der beiden Ecksteine zu beiden Seiten des Hausthors und vergaß sein zwischen den Knien stehendes spanisches Rohr, um sich mit der linken Hand die Augen zu wischen. Und er hatte doch ein Schnupftuch in der Tasche!

Loriot vergaß wohl eine Viertelstunde lang den Anstand, den ihm seine Toilette zur Pflicht machte. Endlich wurde er durch einen sonderbaren Vorfall seinen Träumereien entrissen. Er hörte leise Fußtritte an seiner Seite. Er schlug die Augen auf und sah eine Dame in Trauerkleidern, die ihn auf die Schulter klopfte.

Sie war blaß wie eine Todte; ihre großen schwarzen Augen schienen viele Thränen vergossen zu haben.

Loriot wollte aufstehen, aber sie hielt ihn zurück. Sie sprach kein Wort.

Sie war sehr schön, trotz ihres leidenden Aussehens, aber ihre Augen hatten einen seltsamen Blick.

Loriot war betroffen, sein Herz pochte; aber er fühlte sich zu der Unbekannten hingezogen.

»Wer sind Sie?« fragte er.

Die Unbekannte nahm ihm den Hut ab, den sie auf die Erde fallen ließ, und strich ihm mit beiden Händen die blonden Locken glatt. — Er wollte aufspringen, um seinen Seidenhut zu ergreifen.

»Bleib!« sagte die Dame und sah ihn mit einem leidenschaftlich zärtlichen Blicke an.

Plötzlich ging die Hofthür auf und zwei weibliche Dienstboten eilten in die Hausflur. Die schwarze Dame seufzte tief.

»Da ist sie!« sagte eine der beiden Dienstboten.

»Es war mir schon bange!« sagte die Andere.

Sie gingen Beide auf die Dame zu und nahmen sie bei den Armen.

»Entschuldigen Sie, junger Herr,« sagte die Eine leise; »sie ist wahnsinnig.«

Die Andere sagte unwillig: »Wenn Sie wieder fortgehen, Madame Magdalena, so dürfen Sie den Pavillon nicht mehr verlassen.«

Die Dame folgte den beiden Mädchen ohne Widerstand zu leisten; aber in der Hofthür sah sie sich nach Loriot um und lächelte ihm zu.

Loriot nahm seinen Hut auf und ging über die Straße, um das Haus anzusehen, wo Chiffon und die wahnsinnige Dame wohnte, deren Anblick einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte.

Der kleine Loriot besaß keinen übergroßen Scharfsinn. Er zerbrach sich einige Minuten den Kopf und verzichtete dann auf die Lösung des Räthsels.

Aber dieses Kopfbrechen hatte ihn ungeheuer angegriffen. Er beschloß den Rest des Tages der Ruhe zu pflegen und ging in eines jener wundervollen Speisehäuser, wo man für vierzig Sous eine gräuliche Suppe, drei gewissenlose Gerichte, eine Flasche bläulichter Flüssigkeit und ein ironisches Dessert bekommt. Die Gäste dieser Garküchen sind größten=

theils sparsame Leute aus der Provinz, welche, wie Mithridates, unbeschadet ihrer Gesundheit Gift verschlucken können. Loriot speiste besser als ein Prinz: er hatte für seine vierzig Sous eine Kraftsuppe, einen in schwarzer Sauce schwimmenden Fisch, einen Fasanenflügel, zwei Ortolanen und einen Ananassalat. — Fürwahr, Paris ist auch das Paradies der Pflastertreter. Für einen Franken Zugabe würde man sich ein Vergnügen gemacht haben, dem kleinen Loriot Trüffeln mit Champagner und Château-Margaux aus dem Cometenjahre zu serviren.

Der Wagen, in welchem Chiffonnette allein saß, fuhr im scharfen Trabe über den Pont-Neuf. Es war die Calesche des Herzogs von Rostan, mit dem glänzenden Wappen und dem alten Wahlspruch: Tant chêne, ros tant!«

Chiffon hatte einen weiten Weg zu machen. Irene hätte sie begleiten sollen, aber sie wurde durch eine neue Sorge an das Haus gefesselt. Der Trüffelkönig hatte sein Versprechen gehalten: er hatte Morgens im Hause des Doctors Sulpice eine Wohnung bezogen. Chiffon wollte ihr heutiges Tagewerk nicht auf morgen verschieben; sie war allein ausgefahren. und Irene hatte sie zum Dank zärtlich geküßt.

So sind die Mädchen! Chiffon hatte so eben laut über Loriot gelacht; jetzt lehnte sie sich traurig und nachsinnend in eine Ecke des Wagens. Sie vergaß den Auftrag, dessen sie sich zu entledigen hatte, um nur an Loriot zu denken. Sie hatte ihn in seinem neuen Anzuge wunderhübsch gefunden. Die vielen Lächerlichkeiten, die einer Pariserin sogleich aufgefallen sein würden, waren ihr entgangen; sie würde jede Andeutung derselben sehr übel genommen haben. Sie hatte gelacht, weil sie sich der Thränen schämte, die ihr in die

Augen kamen. Loriot hatte zwar nicht die freie, ungezwungene Haltung Fernands, aber er war hübscher als dieser, und einige Tage sind ja hinreichend, um den Menschen den Kleidern anzupassen.

Sie dachte noch an ihren Loriot, als der Wagen vor der düstern Pforte von Saint-Lazare hielt. Chiffon stieg aus und fragte nach Mlle. Solange-Beauvais.

Man antwortete, die Besuchtszeit sei schon vorüber; aber Chiffon zeigte einen von dem Minister des Innern eigenhändig unterzeichneten Befehl vor, und die Thür des Gefängnisses that sich auf.

XI.

Perspectivische Ansicht des Paradieses.

Ja, Paris ist das Paradies der Frauen — und die Hölle der Ehemänner. Die armen Männer finden ja überall eine Hölle, und die Pariser Hölle hat den Vorzug, daß sie unendlich groß, von Licht strahlend und voll von dunkeln Schattenpartien, dem tröstenden Ehrgeiz und den einschläfernden Genüssen günstig ist.

Diese zu ewiger Lächerlichkeit verurtheilten Männer tragen ihre Leiden mit heiterer Ruhe: Märtyrer im eigenen Hause, Peiniger seines Nachbars, und der Nachbar, der ebenfalls Märtyrer in seinem Hause ist, peinigt seine Leidensgefährten gegenüber, welcher wiederum . . .«

Dieser wechselseitige Verkehr hat als Sinnbild die Schlange, die sich in den Schweif beißt, das Symbol der Ewigkeit.

Das Sprichwort zieht auch die Pferde ins Mitleid. Paris soll die Hölle der Pferde sein. Aber dieses Sprichwort ist nicht stichhaltig. Paris ist das Paradies der jungen, schönen Pferde. Der Himmel bewahre uns vor jedem ungalanten Vergleich! aber was wird in Paris aus den Frauen, die nicht mehr jung und schön sind? — Die alternden Pferde finden wenigstens noch Fiaker zu ziehen.

Ja, man möge im Ernst oder im Scherz reden, man möge das Wort »Paradies« in des Wortes wahrer, schöner Bedeutung nehmen, oder einen spöttischen Nebenbegriff damit verbinden, es bleibt immer wahr, immer bezeichnend. Man kann die schöne, heitere, lebensvolle Stadt nicht genug rühmen, aber auch ihre düstern Schattenseiten kaum zu grell schildern. Der höchste Glanz ist da neben dem tiefsten Elend; durch den Contrast mit dem Häßlichen strahlt das Schöne in unvergleichlichem Glanze; die feinste Geistesbildung findet sich neben der plattesten Dummheit; die freie, kühne Wissenschaft baut ihren babylonischen Thurm, während sich die Unwissenheit in demselbeu Hause zagend verrammelt. Die eine will sich zum Himmel aufschwingen, die andere wühlt in der Erde, wie ein Maulwurf, und beide grüßen einander höflich, wenn sie sich auf der Treppe begegnen.

O! Paris ist schön, Paris ist reich und edel; — aber wer wird dem abscheulichen Ungethüm, das ebenfalls Paris heißt, eine Maske geben? Wer wird es unternehmen, den schmutzigen Schweinsrüssel des alten Pariser Philisterthums zu säubern? Wer wird dem elenden, hungernden Paris ein Almosen bieten?

Man hat Lobreden und Satyren geschrieben; man hat das Gute mit Leidenschaft gerühmt, das Schlechte mit Bit-

terkeit getadelt. Paris hat seine schwärmerischen Verehrer und seine erbitterten Feinde: jene rühmen und preisen, diese schmähen es, und Beide haben Recht; man kann nie genug Ruthen finden, um die freche Buhldirne zu geißeln, nie genug Kronen, um die hehre Stirn der Königin zu schmücken.

Man sehe eine der vornehmen, gebildeten Welt angehörende Dame; man halte sie, trotz der Lästerzungen, für eben so ehrenhaft als elegant und reich. Gibt es für die weibliche Tugend und Würde ein besseres Paradies, als Paris? Wir kennen Pariser Familien, deren Leben so rosenfarben ist, daß sie den Ring des Tyrannen von Syracus ins Meer werfen sollten. Alles glückt ihnen, Alles lächelt sie an, die Ehrenhaftigkeit, die feine Bildung vererbt sich, wie die Schönheit, von der Mutter auf die Tochter. Sie sind in der Hauptstadt wirklich zu Hause, wie die hausbackene Bürgersfrau in dem Landstädtchen zu Hause ist. Sie haben den stillen, gemüthlichen Genuß, den ein kleiner Kreis von Freunden bietet und die glänzenden, geräuschvollen Freuden des Balles. Nur in Paris gibt es Bälle. Und die Theater? Wo gibt es außerhalb Paris Theater? London ist groß, reich, es kann, wenn es will, alle unsere großen Schauspieler haben; aber die großen Schauspieler sind nur in Paris wahrhaft groß. London langweilt sich bei Rostbeef und Porter, und bei schlechter Musik auf verstimmten Pianos. Paris würde ebenfalls gähnen, wenn London herüber käme, aber es wäre im Stande, London zu unterhalten.

Die zarten Blüthen der Eleganz, der feinen Geistesbildung, der makellosen Tugend finden sich in Paris zu Tausenden. Die drei Aristokratien sind reichlich damit ausgestat=

tet. Die sogenannte Geldaristokratie steigt unaufhörlich und schleift sich so gut ab, daß man ihr über kurz oder lang die Berechtigung in der höhern Gesellschaft einräumen wird.

Rang, Gewalt, Reichthum, drei beneidete, verleumdete Größen. — Paris enthält sie Alle. Wir schweigen von der vierten Aristokratie, die aus allen Ständen, aus beiden Geschlechtern hervorgeht. Die Intelligenz läßt sich in keine Classe einordnen, es wird ihr selten der rechte Platz angewiesen; aber wir hüten uns wohl, eine Lanze für sie zu brechen; wir kennen die Fabel Lafontaine's von der Fliege auf der Kutsche.

Die zuweilen feindlichen vier Aristokratien werden indeß durch die Verhältnisse mit einander vereinigt und bilden eine auf der Erde ganz eigenthümliche, einzige Gesellschaft. Es ist nicht zu läugnen, daß die schönen Ueberlieferungen edler, ritterlicher Courtoisie zum Theil verloren sind und daß der englische »Industrialismus« überall, wo er uns berührt, seine Spuren zurückgelassen hat; aber trotz des Sport, trotz des Kautschuk und der Börse sind unsere »Gentlemen« noch nicht so weit gekommen, daß sie in Gegenwart von Damen den Hut auf dem Kopfe behalten, die Damen müßten denn Cigarren rauchen, und in dem Pariser Leben bleibt immer noch genug Lebensfrische und Geist, um es gegen die Herrschaft der Reitpeitsche zu schützen.

Wir haben die Börse genannt. Die Börse ist ein sehr merkwürdiger Platz im Paradiese der Frauen. Wer gern einmal sehen will, wie weit bei gewissen entwürdigten Mitgliedern des *schönen* Geschlechts die *Häßlichkeit* geht, kann seine Neugier in Paris befriedigen. Und man hat gar nicht

nöthig, in den übel berüchtigten Stadttheilen zu suchen, man kann diese Studien machen, ohne sich aus den eleganten Straßen zu entfernen, ohne den Asphalt und das Granitpflaster zu verlassen. Man gehe um zwei Uhr auf den Börseplatz, trete in das Gitterthor und wende sich links, statt die Stufen hinanzusteigen. Man muß wahrlich vorbereitet seyn, um nicht zurückzuschrecken vor der Zusammenrottung von Tarlatankleidern, Körben, abgetragenen Sammtmantillen, abgeblaßten Hüten, unverschämt beschmutzten Shawls und widerlichen Schnupftabaksdosen. Lauter fratzenhafte Gesichter, baufällige Gestalten, zottige graue Haare. Shakspeare hat, um sich in den Grenzen der Wahrscheinlichkeit zu halten, nur drei Hexen zugleich auf die Bühne gebracht. Wer deren zweihundert sehen will, gehe vor die Börse.

Der Eintritt in den Tempel des Plutus ist ihnen nicht gestattet; sie müssen draußen bleiben. Es mag schneien, regnen, stürmen, sie finden sich mit antiken Regenschirmen ein — sie müssen spielen! Der geschickteste Theaterdirector ist nicht im Stande, eine solche Hexengesellschaft zusammenzubringen. Es ist ein Congreß des Häßlichen und Burlesken. Einige von ihnen weinen bittere Thränen in schmutzige baumwollene Schnupftücher; Andere schäumen vor Wuth und erheben drohend die Faust gegen gewisse Wesen männlichen Geschlechts, die als Verbindungsstriche zwischen dem Tempel und der Hexencohorte dienen; noch Andere sitzen regungslos und leichenblaß auf Bänken.

Der Präfect von Paris soll einmal die Absicht gehabt haben, diese gräuliche Sippschaft zu vertreiben. Es kam zum Prozeß. Die Speculantinnen gewannen. Seitdem sind sie noch schamloser geworden. Eine Baracke würde den schönen

Platz freilich verunzieren; aber unter zwei widerlichen Dingen sollte man das weniger Unschöne wählen. — Es ist ihre Freude, ihr Triumph, da zu bleiben, denn Paris soll ja das Paradies aller Frauen seyn; man setze nur eine Glocke darüber, aber keine Glasglocke.

Andere Stadttheile bieten keinen Anlaß zu Scherz und Spott; dort gibt es Bienenkörbe voll fleißiger Arbeiterinnen, die ihr Tagewerk vor Sonnenaufgang beginnen und bis in die Nacht fortsetzen. Nur Sonntags ist es ihnen zuweilen vergönnt, die reine Himmelsluft zu athmen; Sonntags gehören ihnen die elysäischen Felder und der Tuileriengarten und das Boulogner Wäldchen; Abends füllen sie die obern Räume der Theater. Für sie ist Paris wenigstens ein oder ein paarmal monatlich das Paradies!

Die Seinestadt enthält in der That viel Schönes, Treffliches. In den Wochentagen, während die jungen Mütter arbeiten, werden ihre Kinder, welche jede anhaltende Arbeit unmöglich machen würden, von andern im Dienste der Wohlthätigkeit stehenden Frauen beaufsichtigt und gepflegt. Große, luftige, warme Häuser sind ganz voll von kleinen Kindern. Die Wärterinnen sind freundlich und sanft; alle Wiegen werden nach dem Takte des Gesanges geschaukelt, und zur bestimmten Stunde kommen die Mütter, um dem Säugling die Brust zu reichen. — Ich habe gesehen, daß viele Arbeiterinnen mit Thränen von diesen »Krippen« sprachen, denn selbst der Name dieser Anstalten ist poetisch und christlich. Man sagt, die Speculation habe sie gegründet. Diese Speculation sey gesegnet!

Ach! wenn man behaupten könnte, Paris, das Paradies des Vergnügens, sey auch das Paradies der Arbeit!

Aber leider beweist die Erfahrung, daß arme Frauen nur schlechten Lohn für ihren Fleiß finden. Was daraus entsteht, ist nur zu bekannt. Zwischen der undankbaren Arbeit und dem gewinnreichen Laster ist nicht einmal immer die Wahl frei; denn die Arbeit fehlt oft . . .

Und die Studenten! die spielen nicht an der Börse und gehen öfter als an Sonntagen spaziren. O, wie lustig klingt das Lied von Béranger in der Dachstube, deren Bewohner den Miethzins von drei Quartalen schuldig ist! Man hat noch nicht ermittelt, ob der Jurist oder der Mediciner den Vorzug verdient. Der Student der Rechte ist eleganter in seinem Anzuge, freigebiger, civilisirter, aber der Schüler Aeskulap's schreit lauter, putzt seine Stiefel schlechter und raucht mehr Tabak; er verdient auf jeden Fall den Preis.

Der Pont-Neuf hat, wie jeder Pariser weiß, zwei Trottoirs. Auf dem einen dieser Trottoirs sieht man zuweilen eine ehrgeizige Grisette, eine blutjunge »Studentin,« die dem Quartier Latin entwischt und dem Palais-Royal zueilt, um den geweihten Hügel von Notre-Dame-de-Lorette zu ersteigen. Auf dem andern Trottoir kehrt die aus der Mode gekommene Lorette traurig und reuevoll heim in das Land der Musen. Die Blüthen der Jugend sind abgestreift; sie wird von jetzt an nur noch Herzen des ersten Jahres entzünden.

Aber die Theaterprinzessinnen! Sie sind jetzt keine Loretten mehr, sie sind alle verheirathet, oder wenigstens Witwen. Die Tugend hat sich bei ihnen eingenistet und lacht närrisch. Sie sind gemüthlich und wohlbeleibt, unbeschadet ihres Talentes. Ihnen gehört das Paradies an der Seine,

sie nehmen einen außerordentlich großen Theil desselben ein. So war's schon vor Zeiten: sie bildeten eine eigne Kaste, die von den Herzoginnen und Marquisen im Stillen beneidet und laut verachtet wurde. Jetzt sind sie hausbacken und spießbürgerlich geworden, aber das Paradies gehört ihnen immer noch.

In jeder Primadonna könnte man den Stoff zu einem Advocaten finden. — Und doch müssen wir die geheimnißvolle Anziehungskraft bewundern. Sie bleiben in Paris, wo man mit dem Talent feilscht, weil man nichts mehr damit anzufangen weiß. Sie machen dann und wann einen Abstecher nach London, wie sie vormals nach Petersburg gingen; sie machen einen ganz kurzen Besuch in Neuyork, wo sich der Nachfolger Washington's an den Triumphwagen der Tänzerinnen spannt; sie bleiben nicht einmal in Italien, dem Vaterlande der Kunst, sie kommen wieder nach Paris. — Paris bezahlt sie mit Ruhm. Sie gehen anderswohin, um diesen Ruhm, der in Paris nicht hoch genug im Curse steht, theuer zu verkaufen. In Valence bekommt man zwölf Orangen für zwei Sous; in Tobolsk kann man für einige Rubel einen Zobelpelz kaufen. Es sind die Landesproducte. Den Ruhm bezieht man von Paris, wie die Orange von Valence, wie das Pelzwerk aus Sibirien, wie die Shawls aus Indien, wie die Austern aus der Normandie.

Wollen die Leser wissen, wer die Glücklichen unter Allen, die Seligen, die Seraphinen dieses Himmels sind, die beständig Hosiannah in ihrem Herzen singen? . . . es sind keineswegs die fleißigen oder leichtfertigen Arbeiterinnen: es gibt brotlose Zeiten; es sind nicht die Börsenspeculantinnen: die Liquidation träufelt Wermuth in den Freudenbecher; es sind nicht die Studentinnen, denn die Ferien

sind gar zu lang; nicht die Loretten, denn der Pont-Neuf ist da; nicht die vornehmen Damen, denn vor sechzig Jahren ist die Revolution gewesen; nicht die Theaterprinzessinnen, denn die Kritik ist da; ja nicht einmal die Köchinnen, denn es werden mit Bäckern, Fleischern und Krämern Bücher gehalten; — es sind weder die jungen Frauen, noch die Debütantinnen; weder die Mädchen, welche am Conservatorium den Preis gewinnen, noch die Damen, die sich auf der vierten Seite der Zeitungen zur Annahme wohlthätiger Gaben erbieten; weder die Gattinnen der gekrönten Dichter, noch die Kunstreiterinnen des Circus; — es sind . . . es ist jene kleine Dame, die noch mager ist, weil sie seit der letzten Theuerung noch nicht Zeit gehabt hat fett zu werden, die kleine Dame, die den Bäcker süß anlächelte, um Credit zu haben; sie sieht sehr anspruchslos aus in ihrem volljährigen und zu kurzen schwarzen Kleide, geht auf den Fußspitzen durch den Koth und putzt alte Handschuhe, um mit geschenkten Billets ins Theater zu gehen; immer nett und sauber, wie aus der Lade genommen, aber beständig auf Mittel sinnend, ihre Armuth zu verbergen.

Ihr Gatte, ein schöner junger Mann, der noch vor Kurzem in bitterer Noth war, hat im Odeon ein Stück zur Aufführung gebracht, oder er hat sein erstes Gemälde verkauft, oder er hat seinen ersten Prozeß gewonnen. Die erste wohl erworbene, man könnte fast sagen eroberte Banknote von tausend Franken ist in dieser bescheidenen Wohnung erschienen. Die Vergangenheit ist todt, die Zukunft erblüht, und die Gegenwart ist schön!

O, diese Glückliche ist nicht mit Andern zu vergleichen! Dort hinter dem Bett in der Wiege liegt ein kleines Kind, das gestern noch ärmlich und traurig aussah, aber heute mit

Spitzen und Bändern geschmückt ist. Die kleine Dame ist sehr religiös; sie hat so viel gelitten. Jetzt sagt sie zu ihrem Gatten: Das haben wir der heiligen Jungfrau zu danken! Und der Mann, eine gute ehrliche Haut, protestirt nur durch einen Seitenblick, den er auf seine Pinsel oder seine Feder wirft.

Tausend Franken! Die Glückliche, sie hat alle kleinen Schulden bezahlt, vor allem bei dem Bäcker . . . Und man hat Talent! Kann man tausend Franken verdienen, wenn man kein Talent hat? Das Talent ist eine Goldgrube! . . . Man denke! sie ist unbescholten und makellos geblieben. Sie liebte ihren Mann schon ehe er Talent hatte. Ja, sie ist gewiß glücklicher, tausendmal glücklicher, als ob ihr die Glücksgöttin ein prächtiges Hôtel mit Equipage und Dienerschaft spendete, — obgleich der erste Tag mit Equipage auch sehr angenehm ist.

Wer nie gekämpft und gelitten, hat keinen Begriff von dem seligen Gefühl, das am Tage nach errungenem Siege das Herz erfüllt. An einem solchen Tage scheint das große, unermeßliche Paris überreich an unerschöpflichen Freuden. Die Liebe fühlt sich am wohlsten in der seltsamen Einsamkeit, die das Menschengewühl bietet; der Ehrgeiz wird angefeuert, und selbst das süße, weiche Muttergefühl nimmt einen höhern Aufschwung. Der Kleine in der Wiege, er wird es weit bringen, er wird hoch steigen. Ach! zuweilen folgt kein zweites Drama, kein zweites Gemälde, kein zweiter Prozeß! Die blauen Bänder der Wiege schießen ab, man nimmt die Spitzen von dem Häubchen, um es größer zu machen, und es kommt sogar wieder dahin, daß man vor dem Bäcker die Augen niederschlägt. Aber man hat wenigstens den schönen Traum gehabt . . .

Ihr Landmädchen, euer zumal ist das Paradies der

Frauen. In der Provinz müßt Ihr für zwanzig Thaler arbeiten, wie Negerinnen, in Paris habt Ihr nichts zu thun und bekommt vierhundert Franken sammt einem Neujahrsgeschenk. Wenn Ihr gewandt und pfiffig seyd, so könnt Ihr sechshundert Franken, täglich eine halbe Flasche Wein, freie Wäsche und einen Fourrier von den Chasseurs haben. Ihr tragt einen Hut; das Korbgeld trägt Euch viermal mehr ein als eure Besoldung; das Korbgeld ist die Grundlage der großen menschenfreundlichen Anstalt der Sparcasse.

Nur herbei, Ihr plumpen, schwerfälligen Dirnen und mamsellisirt Euch! Ihr könnt vielleicht eine gute Partie machen; eure Kinder werden vielleicht Civilingenieure. Nur hütet Euch vor der Uniform. Die Akademiker, die doch das weibliche Herz kennen, haben's sogar in gereimten Versen ausgesprochen:

»Wo ist die spröde Schöne, die Cokette,
Die nicht berückt wird durch die Epaulette?«.

Nehmt Euch in Acht!

Wie viele Capitel werden diesem Buche fehlen! Um vollständig zu seyn, müßten wir das Frauenzimmer in allen socialen Verhältnissen der Seinestadt illustriren; wir müßten bald die Geißel Juvenal's schwingen, bald die weichen, süßen Klänge wiederholen, die Horaz seiner Lyra zu entlocken wußte. Aber wer möchte eine solche Riesenarbeit unternehmen? Wir haben die Berechnung gemacht, daß eine solche Arbeit acht Jahre dauern und ein paar hundert Bände füllen würde — selbst wenn wir die keineswegs interessanten weiblichen Mitglieder des »Drinking« unberücksichtigt ließen. Denn je aufmerksamer man den Gegenstand betrachtet, desto riesenhaftere

Verhältnisse nimmt er an: er dehnt sich rechts und links aus, er reicht bis in die Wolken und steigt bis unter die Erde hinab.

In Paris ist eine Negerin, welche das Geflügel roh verzehrt und sich dadurch überaus populär gemacht hat. Sie hat mich ersucht, sie in das Paradies der Frauen aufzunehmen. — Warum nicht? Sie haben ja Alle Anspruch auf einen Platz in diesem Eden. Die Farbe und Kleidung thut nichts zur Sache. Was liegt daran, wenn sich die Einen in Nectar, die Andern in saurem Wein berauschen, wenn dieser Wein ihren Gaumen wie Ambrosia kitzelt? Man unterhält sich ja so gut im Theater Funambules wie in der italienischen Oper, und die Liebe, dieses Lieblingsgericht der Pariser Banketts, ist in der ärmlichen Dachkammer nicht minder schmackhaft, als in dem prunkvollen Boudoir.

Wir wollen wenigstens mit zwei Worten andeuten, welche Aufgabe es gewesen wäre, dieses Riesendrama in die Scene zu setzen: In Paris herrschen die Frauen — in Paris leiden die Frauen. — Dies gilt von allen Ständen, von allen Classen der Gesellschaft, von den höchsten bis zu den niedrigsten.

Ist es nicht in der ganzen Welt so? wird man sagen. — Allerdings, es ist so; aber in Paris übertreibt Alles; das Gefühl des Glückes wie des Elends wird hier verzehnfacht. Daher die beiden sprichwörtlichen scharfen Gegensätze: Paris ist das Paradies der Frauen, und dies Paradies ist eine Hölle.

Es war Nacht. Eine räucherige Lampe warf ihr trübes Licht auf die feuchten Wände einer kleinen Zelle, deren ganze Einrichtung aus einem eisernen Bett mit grauer Decke, einem kleinen Tische und einem Strohstuhl bestand. Ein langes vergittertes Fenster ging in einen Hof.

Auf dem Bett lag ein junges Mädchen in der Kleidung der Gefangenen von Saint-Lazar. Solange-Beauvais war sehr blaß und mager geworden, aber sie war immer noch schön.

Sie schlief. Ihr schönes schwarzes Haar war aufgelöst. Um ihre halb geöffneten Lippen schwebte ein ruhiges, fast heiteres Lächeln. Das Lampenlicht fiel schräg auf ihr Gesicht, dessen ruhiger, gelassener Ausdruck mit den düstern, abschreckenden Umgebungen im Widerspruch stand.

Wurde sie durch einen lieblichen Traum getäuscht? Weidete sie sich an einer fernen Erinnerung? Denn um eine Stunde der Freude zu finden, mußte sie weit zurückgehen in ihrem Leben.

Auf dem kleinen Tische neben der Lampe lagen einige zerstreute Papiere. Neben dem von Virginie und Sulpice vorgelesenen Manuscript lag ein anderes Heft, dessen erste Blätter beschrieben waren, und ein offener Brief.

Dieser Brief lautete folgendermaßen:

»Mademoiselle!

»Erst seit einigen Tagen lebe ich wieder; denn kraftlos, gedankenlos, im halben Schlummer liegen, ist kein Leben. Der Doctor Sulpice, mein Retter, hat mich heute an einen Umstand erinnert, der mir ganz entfallen war. Er versicherte, ich hätte vor einer Verhörcommission erklärt, Sie in dem Zim-

mer des Herzogs von Rostan gesehen zu haben, als Sie ein weißes Pulver in sein Glas geschüttet. Eben so habe ich von ihm erfahren, man habe den Herzog vergiften wollen. Meine Erklärung habe daher die Justiz gezwungen, Sie zu verhaften.

»Ich will mich klar und bündig auszudrücken suchen. Mademoiselle, obgleich mein Kopf noch schwach ist. Mein Herz ist gesund, mein Wille bedachtsam und fest, das ist die Hauptsache.

»Die gegebene Erklärung kann ich nicht zurücknehmen, weil es die reine Wahrheit ist. Es würde Ihnen nichts nützen, wenn ich Ihren Richtern meine persönliche Ansicht und Ueberzeugung mittheilen wollte; denn die Richter pflegen ihr eigenes Urtheil zu Rathe zu ziehen.

»Trotzdem halte ich Sie für unschuldig, Mademoiselle; denn ich kenne kein reineres, schöneres Herz, als das Ihre. Ich mache Ihnen daher einen Antrag, den Sie wohl erwägen wollen, denn er ist keineswegs die Frucht einer vorübergehenden Begeisterung. Seit drei Tagen ist mein Entschluß gefaßt.

»Mein Oheim, der Marquis von Saint-Sever, ist während meiner Krankheit gestorben und hat mir ein Vermögen hinterlassen, das zumal für einen Mann, der lange in der Entbehrung gelebt hat, ziemlich beträchtlich ist. Ich habe vierzigtausend Livres Renten. Ich bitte Sie um Ihre Hand.

»Es kann Ihnen unmöglich entgangen seyn, daß ich Sie bewundere und verehre; andererseits werden Sie wahrscheinlich meine Zuvorkommenheit gegen Mademoiselle G. von M. bemerkt haben. Hinsichtlich der Letzteren kann ich Ihnen

nur sagen, daß sie mir theuer ist wie eine Schwester, und daß ich ihr die aufrichtigste Achtung widme.

»Aber ich hatte mich über meine Gefühle getäuscht; in den entscheidenden Stunden, wo das Lebenslicht zu erlöschen droht, spricht das Herz laut. Ich habe in das Innerste meiner Seele geblickt. Wenn Sie mich lieben können, so schwöre ich Ihnen, daß Sie glücklich seyn werden.

»Ich habe dies ausdrücklich erwähnt, damit Sie nicht etwa glauben, dieser Antrag komme von ritterlicher Großmuth. Man hat dieses Wort zuweilen auf meinen Charakter angewendet. Ich bin kein Ritter, die Ritter sind todt; ich bin ein Mann und nehme mein Glück wo ich es finde.

»Wenn Sie mich annehmen, Mademoiselle, so erkläre ich Sie sofort als meine Braut, denn ich werde stolz auf Sie seyn. Die Richter mögen meine Gattin verurtheilen, ich werde es mir zur Ehre schätzen, ihr meinen Namen gegeben zu haben.

»Genehmigen Sie u. s. w.

»Roger von Martroy.«

Das angefangene, von heute datirte Manuscript lautete folgendermaßen:

»Liebe, gute Mutter, ich nehme die Feder wieder zur Hand. Seit dem Tage, wo mir mein Heft gestohlen wurde, habe ich mir nicht die Freude gemacht, mich mit Dir zu unterhalten. Ich hatte Dir fast die ganze Geschichte meines Lebens geschrieben. Meine Mitgefangenen sind recht grausam; einige von ihnen bemerkten, daß ich Abends Licht hatte und nahmen mir mein Manuscript. Du würdest recht geweint haben, wenn Du es gelesen hättest; vielleicht ist es so besser.

»Ich ergreife die Feder wieder, weil ich heute einen sehr sonderbaren Antrag erhalten habe. Ich weiß nicht wozu ich mich entschließen soll, und ich befrage nur mit Schrecken mein Herz. Du würdest mich verstehen, wenn Du die lange Erzählung gelesen hättest, die ich für Dich bestimmt hatte. Der anliegende Brief würde Dich wohl in Erstaunen setzen, aber Du würdest die Gefühle begreifen, die er in mir geweckt hat. Der Chevalier Roger von Martroy wirbt um meine Hand; ich soll seine Frau werden, selbst wenn ich verurtheilt werde. Er ist ein junger Mann; sein Geist und Herz ist noch schöner als sein Gesicht; er gehört einer sehr geachteten Familie an, und der Tod eines Verwandten hat ihm eine unabhängige Stellung gegeben.

»Und er bietet mir seinen Namen an, trotz der furchtbaren Anklage, die gegen mich erhoben ist, — nicht weil er die unfreiwillige Ursache meines Unglücks war, sondern weil er mich liebt. Roger von Martroy kann aber nur lieben was er aufrichtig achtet und ehrt. Ich kann Dir nicht sagen, Mutter, was ich empfand, als ich seinen Brief las. Wenn mir Gott jemals die Freiheit und den Genuß der schönen Natur wieder schenkt, werde ich keine größere Freude fühlen.

»In der traurigen, schiefen Stellung, die ich zu Paris immer inne hatte, war ich äußerst zurückhaltend, und ich vergaß nie, daß ich nicht das Recht hatte zu fühlen wie Andere meines Geschlechts. Gleichwohl erfüllten zwei Männer meine Gedanken: Robert von Galleran und Roger von Martroy. In dem Tagebuche, das ich für Dich bestimmt hatte, sprach ich von dem Ersten weit mehr als von dem Zweiten. Ich hatte dafür mehr Gründe. Erstens war Galleran viel weiter gegangen als der Chevalier, und zweitens konnte ich

mich eines lästigen Gedankens nicht erwehren. Meine Sympathie zog mich zu Galleran hin, und es trat immer etwas dazwischen. Mein Herz war kalt, und ich dachte: wenn er es wäre! . . .

»Wenn mir Roger's Bild vorschwebte, fühlte ich mich ruhiger, heiterer. Roger ist mir immer als Freund, als Beschützer erschienen. Aber ich glaubte, er habe sein Herz einer Andern geschenkt, und ich bedauerte ihn, denn Gabrielle von Morges hatte mir oft gesagt: Ich liebe ihn nicht.

»Robert liebte mich; ich glaubte in dieser Liebe eine Reue, eine Sühne zu sehen. Ich erinnere mich, daß ich mehr als einmal gedacht habe: Wenn Roger mich liebte! . . . So sind wir armen Mädchen, denen ein so trauriges hartes Loos im Leben beschieden ist. Aus unserm Elende erheben wir unsere Blicke bis zum Glück. Unser empörtes Herz spricht im Traume, und wenn uns Niemand hört, haben wir den kühnen Wunsch, geliebt zu werden, als ob wir es mit Recht fordern könnten.

»Doch soll ich klagen und bittere Worte sprechen, wenn Gott einen Balsam auf meine Wunde träufelt? Soll ich den Antrag annehmen oder ablehnen?

»Roger gehört zu Denen, die von der großen Welt halb verachtend, halb liebkosend »Narren« genannt werden. Die elegante Welt hält sich für berechtigt, sich gegen solche Leute wie ein gutmüthiger Vormund zu benehmen; sie verhindert die Thorheiten nicht, murrt aber, wenn sie begangen sind. Sind die Thorheiten aber zu groß, so wird sie ernstlich böse und verzeiht nicht. Man würde es Roger nie verzeihen, wenn er mich heirathete.

»Soll ich ihn abweisen? Ich glaube, daß ich ihn liebe...

ich weiß es gewiß. Meine Augen füllen sich mit Thränen und meine Hand zittert . . . Mein Gott! wenn er durch mich unglücklich würde!

»Weißt Du, Mutter, was ich denke? In unserm Städtchen, oder noch weiter entfernt, in ländlicher Einsamkeit, wär's gewiß sehr leicht, unser Glück zu verbergen! Ich habe am Ufer der Loire ein hübsches, anspruchloses, von Bäumen umgebenes Haus gesehen. Eine große umzäunte Wiese erstreckt sich bis an den Fluß. Links von dem Hause ist ein Kornfeld. Als ich vorüberfuhr war gerade die Ernte. Rechts ein schattiger Garten . . . O, dort würden wir froh und glücklich seyn. Heinrich würde sich unter dem schönen Himmel der Touraine rasch entwickeln, und ich würde meine liebe Clara unterrichten. Abends würden wir in den Garten gehen . . .

»O, wie thöricht bin ich doch! Ich spreche von dem reizenden Ufer der Loire, von Fluren und Wäldern, von Allem was glücklich ist und sich frei bewegt, und ich bin hier in der kalten Nacht, zwischen vier feuchten Wänden, ganz allein, hoffnungslos . . .«

Dieses letzte Wort war unvollendet geblieben. Zwischen dieser letzten Zeile und der folgenden war ein weiter Raum. Die Schriftzüge waren ganz verändert. Die Hand mußte heftig gezittert haben. Zwischen den beiden Zeilen mußte sich etwas Erschütterndes zugetragen haben. Hier und da war das Geschriebene kaum lesbar, denn das Papier war von Thränen benetzt.

Solange-Beauvais fuhr folgendermaßen in einem Styl fort, der das Uebermaß der Freude zu schildern schien:

»Gott sey gelobt, Mutter, Gott sey im Himmel ge-

priesen! O heilige Jungfrau, Mutter der Gnaden! . . . Es ist mir ein Engel des Herrn erschienen! Nein, nein, ich bin nicht wahnsinnig, glaube das nicht, Mutter! Ich rede nicht im Fieberwahnwitz. — Ob diese öden, feuchten Wände wohl zuweilen ein Loblied gehört haben? Ich will hier singen, Mutter, in dieser Hölle, wo mir das Herz so geblutet hat . . .

»Ich habe den Lobgesang meines unendlichen Dankes angestimmt. Ich höre das Gelächter der verworfenen Geschöpfe, die mich umgeben. Ich möchte ihnen auch ein rettender Engel werden. Was liegt daran, daß sie mir Böses gethan haben?

»Der Engel ist mir erschienen — zugleich Kind und Jungfrau, aber schöner als die Kinder der Erde. — Durch Gottes Fügung war das Manuscript, das ich für Dich bestimmt, das man mir genommen hatte, das Manuscript, das ich verloren glaubte, in die Hände dieses Engels gefallen.

»Es ist Marie von Rostan, die Tochter der vormaligen Herrschaft des Doctors Sulpice, die Erbin der Reichthümer, die der Herzog besitzt. Sie war früher ein armes Landmädchen; wir sahen sie vor Kurzem auf der Landstraße, und der Herzog von Rostan warf ihr aus dem Wagen ein Almosen zu . . . Es ist ein Wunder, theuerste Mutter, ein wahres Wunder. Wo soll ich Worte finden, meinen Dank gegen Gott auszudrücken?

»Ich schrieb an Dich, als sie in meine Zelle trat. Ich sah mich nicht sogleich um, aber ihre Nähe wirkte schon belebend, beseligend auf mich . . . Sie fiel mir um den Hals. »Solange,« sagte sie, »liebe Solange!«

»Es wäre unmöglich, Dir den sanften, lieblichen Ton ihrer Stimme zu beschreiben.

»Sie küßte mich. Ich war ganz erstaunt, ich wußte nicht wie mir geschah.

»O, wie sehnte ich mich nach Ihnen!« fuhr sie fort; »ich weiß wohl, daß Sie unschuldig sind ... Und wenn der Doctor nicht bereit gewesen wäre Sie zu retten, so würde ich selbst zu den Richtern gegangen seyn ... Küssen Sie mich doch, Solange! Sie sind ja meine Freundin!«

»Ich drückte sie schweigend an mein Herz, ich konnte noch keine Antwort finden Ich mochte an meine Befreiung noch nicht glauben. Sie übergab mir das Heft, das die Erzählung meiner Leiden enthält, und setzte sich auf mein Bett.

»Lieben Sie Robert von Galleran?« fragte sie und sah mich forschend an.

»Und als ich nicht schnell genug antwortete, setzte sie hinzu: »Er liebt Sie, ich weiß es ... Ich glaube, daß sein Herz gut ist ... Er hat für Sie Alles gethan was er konnte, aber ...« Sie zögerte einen Augenblick. — »Hören Sie, Solange,« fuhr sie fort, »ich weiß meine Gedanken noch nicht recht auszudrücken ... ich werde es lernen und noch viele andere Dinge; aber ich will Ihnen sagen was Sie vielleicht geahnt haben ... Er hat der Gräfin die sechzigtausend Franken gestohlen.«

»Ist es möglich?« erwiederte ich.

»Der Doctor hat es von Fernand erfahren ... und deshalb ist Galleran dem Doctor gehorsam gewesen ... Irene hat es mir diesen Morgen erzählt, aber ich kann Ihnen nicht recht erklären ...«

»Und Fernand? ...« fragte ich.

»Sie antwortete: »Man lächelt geheimnißvoll, wenn ich von ihm spreche . . . Wissen Sie, warum er mir gleich auf den ersten Anblick so gefiel? weil er gut gegen Sie gewesen war . . . Er ist hübsch, nicht wahr?«

»Denke Dir, liebe Mutter, daß sie kaum siebzehn Jahre alt scheint. Aus ihren schönen Augen leuchtet Geist und Leben. Die geringsten Regungen ihres Herzens geben sich in ihren Gesichtszügen kund. Ich glaubte, sie liebe Fernand, und es that mir leid.

»Ja wohl,« erwiederte ich, »Fernand ist ein hübscher junger Mann.«

»Sie wissen noch nicht Alles,« fuhr sie fort: »er heißt jetzt Jean von Rostan. Er ist mein Vetter. Der Herzog gibt uns sein ganzes Vermögen unter der Bedingung, daß wir uns heirathen.«

»Ich war ganz erstaunt. Fernand, dessen Vergangenheit . . . Es war gewiß wieder eine Intrigue der Marquise Asträa; aber wie konnte Sulpice die Hand dazu bieten?

»Und werden Sie sich gern entschließen, seine Gattin zu werden?« fragte ich.

»Sie lachte laut. — »Ich würde einen hübschen und sehr eleganten Mann bekommen,« antwortete sie; »aber ich habe meinen Loriot . . . Sie wissen doch? es ist der Kleine, den ich auf der Reise bei mir hatte . . . Ich muß wirklich lachen,« setzte sie hinzu, »wenn ich ans Heirathen denke. Was liegt mir an dem Reichthum des Herzogs? Ich sollte mich verkaufen? . . . Ich war Chiffon, ehe ich das Fräulein Marie von Rostan wurde, und ich würde auch nicht sterben, wenn ich wieder in die Bretagne wandern müßte . . . Ich habe meinen Loriot so eben gesehen; er war schön geputzt! . . .

Aber ich habe Ihnen noch nicht gesagt, daß er Mädchenkleider getragen hatte. Er ist ein recht leichtsinniger, unbesonnener kleiner Mensch, aber sein Herz ist gut. — Sie hielt inne und schlang ihren Arm wieder um meinen Nacken. »Doch ich bin ja nicht gekommen, um von mir zu sprechen,« sagte sie mit ihrer liebenswürdigen Freundlichkeit. »Man sieht wohl daß Sie viel geweint haben; aber Sie sind noch immer schön, und wenn Sie ein paar Wochen recht vergnügt sind, werden Sie wieder rothe Wangen bekommen . . . O, ein paar Wochen vergehen schnell, wenn man vergnügt ist . . . Sie kommen wieder zu uns, zu dem Doctor Sulpice. Irene ist Ihnen von Herzen gut. Galleran spricht unaufhörlich von Ihnen . . . aber Sie müssen mir versprechen, daß Sie ihn nicht heirathen wollen.«

»Ich verspreche es Ihnen,« antwortete ich lächelnd; »aber warum?«

»Ich will es Ihnen sagen . . . Ich habe einen Herrn gesehen, der Sie liebt.«

»Einen Herrn, der mich liebt?«

»Er gefällt mir noch besser als Fernand . . . Er ist groß und sieht jetzt sehr blaß und krank aus: er ist vor einem Monate verwundet worden . . .«

»Der Chevalier Roger von Martroy!« rief ich unwillkürlich.

»Ja wohl. Er kam diesen Morgen zu dem Doctor Sulpice, und ich habe gehört was er zu Irene sagte . . . Wollen Sie es wissen? . . . Ich wette, daß Sie nein antworten werden.« — Sie wartete einige Secunden, und da ich mit der Antwort zögerte, fuhr sie mit schalkhafter Miene fort: »Sie haben Recht, ich komme zu spät, um Ihnen etwas Neues zu

sagen . . . Er hat Ihnen geschrieben. Ich kann nicht lesen, aber ich wette, daß dies sein Brief ist!« Sie legte ihre kleine zierliche Hand auf den Brief Rogers. — »Aber ich will Ihnen Ihre großen Geheimnisse nicht entlocken, Solange,« setzte sie hinzu; »ich bin ein ungezogenes Mädchen, und weiß nicht was sich schickt. Ich habe schon eine halbe Stunde geplaudert, ohne Ihnen zu sagen, warum ich eigentlich gekommen bin . . . Die Untersuchung — ich glaube, so nennt man's — die Untersuchung ist zu Ende; man hat keine genügenden Beweise gegen Sie gefunden . . . Sie werden morgen frei.«

»Ich faltete die Hände und erhob meine mit Thränen gefüllten Augen zum Himmel. Ich betete leise und dachte an Dich, Mutter.

»Sie faßte meine Hände und drückte sie an ihr Herz. — »Sind Sie mir gut?« fragte sie. Dann sprang sie auf und küßte mich auf die Stirn. — »O ja, Sie sind mir gut! Sie sind meine liebe Freundin . . . und wie schön Sie sind, seitdem Sie wieder Hoffnung haben . . . Ich hätte Sie gern gleich mitgenommen, aber es geht nicht an, die Sache muß ihren regelmäßigen Gang gehen . . . Soll ich Ihnen ein Geheimniß sagen? Der Doctor gilt sehr viel im Justizpalast, wie überall; er ist Ihnen von Herzen gut . . . aber er hat einen Plan, und um diesen Plan auszuführen, war Ihre Gefangenschaft nothwendig . . . und er hat Irene versprochen, Sie für alle Ihre Leiden zu belohnen . . . Aber Sie dürfen ihm kein Wort davon sagen, man würde mir zürnen . . .«

»Die Thür ging auf und der Schließer erschien, um sie abzurufen. Sie war mehr als eine Stunde bei mir gewesen. Diese Zeit war wie ein Augenblick verstrichen.

»Adieu, liebe Solange,« sagte sie, »wir sehen uns bald wieder . . . Morgen früh komme ich mit Irene hierher . . . und Sulpice auch, und Herr von Martroy . . . und noch Jemand, denn man kann ihm nicht wehren, Sie zu besuchen . . .«

»Ich wußte wohl, daß sie Galleran meinte, und das betrübte mich. Ich kann ohne ein peinliches Gefühl nicht an ihn denken. — Sie küßte mich noch einmal und eilte dann, leicht wie ein Vogel, zur Thür hinaus.

»Morgen werde ich diesen Brief schließen, theuerste Mutter. Die Augen fallen mir zu und meine Gedanken werden verworren . . .«

Sie warf sich nach einem kurzen, inbrünstigen Gebet wieder auf ihr Lager und sank sogleich in einen süßen, erquickenden Schlaf, den sie seit so langer Zeit nicht gekannt hatte.

Die Stunden der Nacht verstrichen. Einmal lispelte sie im Traum einen Namen. Ob es der Name Roger war? Im Traume spricht man undeutlich, und »Roger« klingt fast wie »Robert.«

Als die ersten Morgenstrahlen in das vergitterte Fenster drangen, erwachte sie. Ein Angstschrei kam aus ihrer Brust.

»Wieder ein schöner Traum! . . .« sagte sie.

So war sie schon oft erwacht, und den süßen Träumen Enttäuschung gefolgt.

Sie schlug die Augen auf und schloß sie wieder: sie war noch in dem öden, entsetzlichen Kerker. — Aber nach und nach drang eine Erinnerung in ihr Herz, sie sprang rasch von ihrem Lager auf. Das Manuscript lag neben der erlö-

schenden Lampe. Es war also keine Täuschung gewesen, der Engel war da gewesen. Dieses Mal hatte Solange nicht geträumt!

Und der Brief Rogers — war hier die Wirklichkeit nicht noch überraschender, als der Traum?

Solange las die Zeilen, die sie Abends zuvor geschrieben hatte. Als sie an den Namen Galleran kam, nahm sie die Feder und durchstrich ihn.

Sie durchstrich auch den Namen Robert und Alles was sich auf ihn bezog. Dann stützte sie nachsinnend den Kopf auf die Hand. — Ob sie unschlüssig war? ob sie Zweifel hegte?

So saß sie lange in Gedanken versunken; dann richtete sie sich auf und sagte: »Ich gehe wieder zu meiner Mutter.«

Sie legte den Brief Rogers und die übrigen Papiere zusammen.

Gegen acht Uhr machten die Gefangenen Lärm vor der Zelle und verhöhnten Solange wegen der »Demoiselle,« die Abends vorher in einer Kutsche gekommen war. Um neun Uhr hielt der Wagen des Trüffelkönigs wieder vor der Pforte von Saint-Lazare. Die wilde Rotte der Diebinnen und frechen Dirnen heulte vor Wuth. Solange war frei.

XII.

Grignotte.

Es war etwa fünf Uhr Abends. Es waren zwei Tage verflossen, nachdem der Doctor Sulpice die Marquise Asträa im Salon des Trüffelkönigs so tief beschämt und ihre Intrigue vereitelt hatte. Der Trüffelkönig hatte, wie schon erwähnt, im Hause des Doctors eine Wohnung bezogen.

Das bereits unterzeichnete Testament war indeß im Hôtel Rostan geblieben. Die Marquise hatte es Jean Touril gezeigt, vor dem Marquis hatte sie es sorgfältig geheim gehalten. Sie zählte auf den großen Rostan, der vormals in der Nacht vom 6. März 1835 auf der Haide von Fréhel so gute Dienste geleistet hatte. Man durfte ihn nicht muthlos machen.

Wir wissen, daß das Etablissement des alten Bistouri den Haupteingang in der Straße Goutte-d'or hatte und sich rückwärts bis an die Kronengasse erstreckte. An dieser letzten Straße war eine halb verfallene Mauer, über welcher einige räudige Baumäste und ein paar Schindeldächer von Lumpenmagazinen hervorragten. Ein Theil dieser Mauer war höher und anders gebaut, als die übrige, und war offenbar das Giebeldach eines nunmehr abgebrochenen Hauses gewesen. Man bemerkte daran noch die Spuren zugemauerter Fenster, und hart am Boden waren zwei Kellerlöcher offen geblieben,

in denen die von »Jägern« verfolgten Katzen eine sichere Zuflucht fanden. Diese Mauer hatte Nro. 33.

Die Nachtschwärmer hatten in diesen Kellerlöchern zuweilen Licht bemerkt, aber die dicke Mauer senkte sich vor der Oeffnung, und das Auge konnte nicht bis unten in den Keller dringen. — Man sagte, der alte Bistouri sey ein Diebeshehler und verstecke die gestohlenen Sachen im Keller.

Der Alte war wenigstens kein Tagedieb; wir kennen schon ein halbes Dutzend Geschäfte, die er mit großem Eifer und Erfolg betrieb. Er galt auch unter seinen Kunden für einen steinreichen Mann, der irgendwo Tonnen Goldes vergraben habe.

Neben der großen Mauer war ein fast neues und solid gebautes, aber in Folge eines Mordes sehr übel berüchtigtes Haus Es war Nro. 35. — Seit Jahren hatte man die Sommerläden dieses Hauses geschlossen gesehen. Der einzige Bewohner war der Hausmeister. An der Thür hing beständig ein Zettel mit der Aufschrift: »Haus zu verkaufen.«

Dieser Zettel war seit einiger Zeit verschwunden. Es hatte sich ein Käufer gefunden. Von den Nachbarn hatte ihn Niemand gesehen. Die einzige Veränderung, die an dem Hause Nro. 35 zu bemerken war, bestand darin, daß nun auch die Fenster des Hausmeisters, der ausgezogen war, fest geschlossen blieben... Die Goutte-d'or ist fast wie eine kleine Provinzstadt. Man sprach noch mehr als zuvor von dem verödeten Hause, wärmte die alte Mordgeschichte wieder auf, und einige phantasiereiche Geisterseher behaupteten, durch die Spalten der geschlossenen Läden wandelnde Lichter gesehen zu haben. — Wie war das möglich, da die Hausthür

seit dem Abgange des Hüters nicht ein einziges Mal geöffnet worden war?

An dem erwähnten Tage gegen fünf Uhr Abends verließ der alte Bistouri seine Geschäftsstube, zündete eine kleine Blendlaterne an, die er sodann unter seinem Rockschooß verbarg, und ging die Wendeltreppe hinunter, welche die Marquise Asträa einige Wochen zuvor mit so großem Widerwillen erstiegen hatte.

Es war schon ganz finster in den Gängen des Central-Lumpen-Dépôts. Die Holzhütten und der Hofraum waren menschenleer, weil Niemand Licht haben durfte; nur einige verspätete Kunden waren vor der Küche zu sehen. Der Tag der Lumpensammler hatte begonnen. Bistouri ging bis in die Hintergebäude. Die Nachzügler grüßten ihn halb kriechend halb trotzig: der Arme rächt sich an dem Wucherer durch halbversteckten Trotz. Aber der König der Lumpensammler kümmerte sich wenig um diese Kundgebungen; die Achtung seiner Unterthanen war ihm gleichgiltig.

Im Hintergrunde rechts stand ein kleines verfallenes Gebäude an der Rückseite der oben erwähnten großen Mauer, die mit Nro. 33 bezeichnet war. Diese elende Hütte stieß ebenfalls an das verödete, unlängst von einem Unbekannten angekaufte Haus. Bistouri trat in die Hütte.

»Grignotte!« rief er und trat mit dem Fuße gegen eine Thür.

»Hier, Patron!« antwortete eine dünne, kreischende Stimme, und gleich darauf erschien ein kränklich aussehendes, gelbes, schmutziges, kleines Mädchen, dessen große schwarze Augen wie glühende Kohlen leuchteten.

»Wo ist Nieul?« fragte Bistouri.

»Er hat getrunken,« antwortete das Mädchen, »er ist krank ...«

»Und schläft hinter dem Ofen?« sagte Bistouri keifend; »wecke ihn auf, damit ich ihn sprechen kann, wenn ich wieder herauf komme.«

»Ja, Patron.«

»Halte mir die Laterne, während ich die Fallthür aufmache.«

Grignotte nahm die Laterne und lenkte den Lichtstrahl auf das Schloß einer Fallthür, auf der die Beiden standen. Bistouri machte die Fallthür auf, nahm dem Mädchen die Laterne wieder aus der Hand und stieg die unterirdische Treppe hinab. Grignotte wollte sich bücken, um zu schauen, aber er schlug die Fallthür rasch zu.

Grignotte fing an zu lachen und ihre Pantheraugen funkelten. — »Ich weiß eben so gut wie er, was unten ist,« sagte sie.

Sie war Nieul's einzige Tochter. Statt zu ihrem Vater zu gehen, kroch sie hinter einen Holzhaufen, der in einem Winkel der Hütte aufgeschichtet war, und verschwand in einer Oeffnung, die eigens gemacht zu seyn schien, um den schmächtigen Körper des Mädchens durchschlüpfen zu lassen. Grignotte lachte immerfort und wiederholte: »Ja, ja, ich weiß eben so gut wie der alte Bistouri, was im Keller ist.«

»Grignotte!« rief eine hohle Stimme in der Stube.

»Ich komme schon,« antwortete das kleine Mädchen und setzte leise hinzu: »er ist nicht mehr stark genug, um mich zu schlagen!«

Nieul lag in der Stube auf einem Haufen Lumpen. Er schien um zwanzig Jahre älter geworden zu seyn, seitdem wir

ihn zum letzten Male sahen. Seine Wangen waren tief eingesunken und sein Blick war verworren.

»Ich habe Geräusch gehört,« sagte er.

»Der Patron ist in den Keller hinunter gegangen,« erwiederte Grignotte.

Nieul, der sich halb aufgerichtet hatte, legte seinen Kopf wieder auf die Lumpen.

»Hole mir Branntwein,« befahl er.

Grignotte wendete sich ab. »Darum hast Du mich gerufen?« sagte sie, »diesen Abend hole ich keinen mehr.«

Nieul machte einen Versuch aufzustehen. Grignotte lachte laut. »Du kannst nicht mehr aufstehen, Papa! Bleib nur ruhig liegen. Du darfst nicht mehr trinken. Diesen Abend kommt ja der Herr ...«

»Was für ein Herr?« fragte Nieul.

»Der Herr aus der Rue de Tournon.«

Der Lumpensammler schauderte am ganzen Körper. — »Ja richtig, der Doctor Sulpice ... er kommt heute ... Woher weißt Du das?«

»Nun, ich soll ja hingehen,« antwortete Grignotte.

»Hat der Patron mit Dir gesprochen?«

»Ja, er führte mich in seine Stube und gab mir Liqueur ... Dann sagte er: »Weine einmal, Grignotte, damit ich sehe, ob Du es kannst.« Ich fing an zu lachen; aber da ich sah, daß es sein Ernst war, weinte ich; es ist ja nicht schwer. Er war zufrieden und fragte mich: »Willst Du in einer Stunde fünf Franken verdienen? Gehe zu dem Herrn in der Rue de Tournon, das Haus, das ich Dir vorgestern zeigte, und sage ihm, dein Vater sey todkrank ... aber Du mußt recht dabei weinen.«

»Bist Du da gewesen?« fragte Nieul hastig.

»Nein,« erwiederte Grignotte, »ich will hingehen, wenn der Patron wieder herauf kommt. O, ich kenne den Herrn recht gut!«

Nieul drehte sich auf seinem Lager um und verbarg sein Gesicht in den Lumpen. — »Das wird uns Unglück bringen!« jammerte er.

Eine lange Pause folgte. Grignotte schlich sich hinaus und schlüpfte wieder in das Loch, das einem sehr engen Rauchfange ähnlich war und in den Keller des alten Bistouri hinunter führte. Grignotte hatte das Loch mit alten eisernen Werkzeugen gemacht. Sie hatte sich dabei die Hände blutig gearbeitet; aber dafür wußte sie auch, was im Keller war.

Grignotte ließ sich langsam und leise, den Kopf voran, in der Höhle hinab. Sie kroch wie eine Schlange. Nach einigen Secunden berührten ihre Hände den feuchten Boden des Kellers. Die Oeffnung war hinter einem Strebepfeiler. Grignotte lauerte und aß Kastanien, die sie in der Tasche hatte.

Die Blendlaterne Bistouri's war offen und verbreitete ein mattes Licht im Keller. In dem entferntesten Winkel des großen unterirdischen Raumes stand eine Reihe irdener Töpfe. Bistouri leerte seine Taschen in einen derselben; es klang wie Goldstücke.

»Eine närrische Idee!« dachte Grignotte, indem sie ihre Kastanien verzehrte, »Alles das in die Töpfe zu thun!«

Vormals, als Jean Touril die Morgatte prügelte und in der Gegend von Plouesnon das schwere Gewerbe des Quacksalbers ausübte, hatte er einen Topf, in den er jeden Abend einige Groschen steckte. Aus den Groschen wurden Thaler und wie viel Zeit brauchte er, um den Boden des Topfes

zu bedecken! — Die alte Marquise von Maurepar gab ihm das erste Goldstück.

Der erste Topf war noch nicht voll, als Jean Touril die Bretagne verließ und nach Paris ging; jetzt hatte er eine Reihe gefüllter Töpfe.

Grignotte hatte vollkommen Recht: es war eine sonderbare Idee. Aber Jedermann hat ja sein Steckenpferd. Jean Touril hielt seinen ersten Topf ganz besonders in Ehren. Es war der Götzendienst des Wucherers.

Er zählte überdies nach Töpfen, wie die Hindu ihre Rupien nach Lacs zählen. Wie in Ostindien ein Lac die Summe von einmalhunderttausend Rupien enthält, so mochte Touril wohl einmalhunderttausend Franken in jedem Topfe haben. Wir wollen ihm dieses harmlose Vergnügen nicht übel deuten, er hatte ja einige weit schlimmere Fehler.

Als er seine Taschen in den Topf geleert hatte, warf er ein Packet Goldtressen, das er unter dem Arme trug, in einen großen Korb. Dann ging er in die östliche Ecke des Kellers und stellte seine Laterne auf die Erde. Grignotte hörte wie er zu sich selbst sagte: »Eine Million . . . zehn Töpfe auf einmal! . . . Aber sie muß mir's schriftlich geben . . . auf ungestempeltem Papier, wenn sie will, denn in den Tabakläden bekommt man keine Millionenstempel . . . Sie muß mir's schriftlich geben, sonst wird nichts daraus!«

Er stieß einen eisernen Zapfen in ein kleines, kaum bemerkbares Loch, das in einem Quadersteine der Mauer angebracht war. Grignotte schaute mit außerordentlicher Neugier hinter dem Pfeiler hervor. — »Ich wußte es wohl,« flüsterte sie, »daß noch etwas da ist!«

Bistouri zog mittelst des eisernen Instrumentes den

Stein an sich. Eine große Oeffnung zeigte sich. Grignotte vermochte kaum einen Schrei des Erstaunens zu unterdrücken. Der scheinbar so schwere Quaderstein war nicht viel dicker als die Platte eines Marmortisches. Das Mauerwerk in dem Keller des Hauses Nr. 33 war unversichert; man hatte die Oeffnung von dem Keller des verödeten Hauses hineingearbeitet.

»Es ist gut, wenn man mehr als ein Gewerbe kann,« sagte Touril, in seinem Selbstgespräch fortfahrend. »Wäre ich ein Schlosser gewesen, so hätte ich Thürangeln anbringen können und es wäre bequemer gewesen . . . Aber man hilft sich so gut wie man kann.« — Er zog eine große silberne Taschenuhr hervor.

»Den Stein kann ich so gut herausnehmen, wie er,« dachte Grignotte.

Die Uhr mochte dem alten Wucherer wohl den Rath geben, sich zu beeilen, denn er nahm einen seiner Töpfe in die Arme, wie ein geliebtes Kind, und Grignotte sah ihn in der Oeffnung verschwinden.

»Wenn er nur nicht zu weit geht,« sagte sie.

Bistouri kam sogleich zurück, er konnte also nicht weit gewesen seyn. Grignotte war zufrieden.

»Es ist schwer!« murrte der alte Wucherer und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Grignotte dachte: »Wenn's zu schwer ist, so trage ich nur einen halben Topf voll auf einmal weg.«

Bistouri ging wohl ein Dutzendmal ab und zu. Er war ganz erschöpft. — »Es muß aber Alles hinüber!« sagte er und zog noch einmal seine Uhr hervor.

Er setzte sich auf einen seiner Töpfe. Grignotte war aus

ihrem Schlot hervorgekrochen und saß ganz behaglich hinter dem Pfeiler.

»Ich habe schon viel Geld ausgegeben für diese Million!« murrte Bistouri; »ein Haus gekauft! . . . und was ich dabei wage! . . . Aber mein Etablissement ist verkauft . . . ich mache von jetzt an nur Bankgeschäfte im Großen . . . Ich werde alt, aber ich lebe hundert Jahre . . . und vor meinem Ende will ich hören: der Baron Touril ist der geschickteste Geldmann unserer Zeit!«

Er nahm eine Prise. Grignotte zog eine kleine Düte hervor, die sie zwischen den Kastanien in der Tasche hatte und nahm auch eine Prise. Sie war beinahe zwölf Jahre alt; sie trank ihr Gläschen im Branntweinladen und hatte einen Geliebten — einen garstigen kleinen Chiffonnier von dreizehn Jahren, der Tabak kaute, wie ein Invalide. Sie war schon im Gefängniß gewesen. Sie war kein Kind mehr! — Wenn diese aus dem Schlamm der Gemeinheit hervorgekrochenen elenden Larven das dreißigste Jahr erreichen, sind sie betagt und abgelebt, wie hundertjährige Greise.

»An's Werk!« sagte Jean Touril aufstehend.

Es waren nur noch zwei oder drei Töpfe in dem Keller Nr. 33, und der alte Bistouri war drüben in dem andern Keller, als Grignotte aufmerksam lauschte. Man hörte Geräusch auf der Straße. Die beiden trichterförmigen Kellerlöcher leiteten den Schall in den stillen unterirdischen Raum wie ein Sprachrohr.

Es waren zwei Stimmen. Grignotte kannte weder die eine noch die andere.

»Ich weiß nicht, ob es hier ist,« sagte die erste Stimme;

»man sprach von einer großen Mauer mit einer gesperrten Thür . . . Sprich doch, Toto!«

»Ja, Vetter,« erwiederte die andere Stimme kleinlaut, »man sprach von einer großen Mauer . . .«

»Ja, Vetter.«

In diesem Augenblicke kam der alte Bistouri wieder zum Vorschein. Er blieb in der Maueröffnung stecken und legte die Hand ans Ohr.

»Was ist das?« sagte er.

»Würdest Du diese Mauer ersteigen, Toto?« fragte die erste Stimme.

»Ich weiß nicht, Vetter,« erwiederte die zweite.

»Toto Gicquel!« murrte Jean Touril. Sein pergamentfarbiges Gesicht nahm eine grünliche Farbe an.

Die erste Stimme fuhr fort: »Vielleicht können wir von der Hauptstraße hinein . . .«

»Und von einem Hause nebenan, das von oben bis unten verschlossen ist . . .«

»Roblot, der Seemann!« sagte Bistouri, der an allen Gliedern zitterte.

»Sieh!« fuhr die erste Stimme fort; »da unten scheint Licht zu seyn . . . es ist ein Kellerloch!«

Jean Touril kam mit einem Sprunge hervor, bedeckte seine Blendlaterne, und ohne die Maueröffnung zwischen den beiden Kellern zu schließen, eilte er auf die Treppe zu. Er mußte an dem Pfeiler vorübergehen, aber es war ganz finster, er sah Grignotte nicht.

Sie lachte ins Fäustchen und dachte: »Er wird ein Gesicht schneiden, wenn er wieder kommt und nichts mehr findet! . . . Was soll ich mir für all das Geld kaufen?«

Bistouri zitterte so heftig, daß er das Schlüsselloch nicht fand, denn außer der Fallthür hatte der Keller unten an der Treppe eine sehr starke Thür. — Er hatte ja bei seiner ersten Unterredung mit der Marquise gesagt: »Nur die Thür meiner Casse ist fest.« — Seine Casse war der Keller.

Während er das Schlüsselloch suchte, baute Grignotte Luftschlösser.

»Mulot wächst nicht,« dachte sie (Mulot war der kleine Lumpensammler). »Er wird nie ein schöner Mann. Ich will einen Andern ... einen Soldaten mit Epauletten ... oder einen Savoyarden mit weißen Mäusen ... Nun, ich werde schon Einen finden ... Papa wird nicht lange mehr leben... Dann putze ich mich recht schön und spiele Komödie in Montmartre.«

Sie hätte in ihrer Freude beinahe einen Luftsprung gemacht. Sie hatte keinen Begriff von der ungeheuren Summe, die der König der Lumpenhändler in seinen Töpfen aufbewahrte. Sie wollte die Töpfe stehlen und nichts zurücklassen, das war ihr einziger Gedanke. Ueber hundert Franken gingen ihre arithmetischen Begriffe nicht; den Unterschied zwischen hundert Franken und allen Schätzen der Erde vermochte sie nicht zu fassen.

Endlich knarrte der Schlüssel des alten Wucherers im Thürschlosse. Grignotte, die aus ihrem Wonnetraume geweckt ward, kroch in den Schlot und kletterte behende hinauf. Sie war bereits hinter dem Holzhaufen, als Touril die schwere Fallthür aufhob.

Nieul rief wie ein Besessener. — Bistouri stürzte athemlos in den Hintergrund der Hütte, wo ein schmales, mit einer einzigen Eisenstange verwahrtes Fenster war.

»Warum antwortest Du deinem Vater nicht, Kleine?« fragte er.

»Weil ich lausche,« antwortete Grignotte.

»So! hast Du Jemand auf der Straße gesehen?«

»Ja . . . ich habe zwei Männer gesehen.«

Dieses Mal sagte Grignotte die Wahrheit; sie hatte so eben Roblot und Toto gesehen, als diese sich zurückzogen.

Bistouri schaute durch das kleine Fenster. Er sah nichts als das Steinpflaster der öden Straße.

»Wie sahen die beiden Männer aus?« fragte er weiter.

»Als sie unter der Gasflamme waren,« erwiederte Grignotte, »schien mir der Eine einen lackirten Hut und etwas Blankes an den Ohren zu haben . . . der Andere ist krummbeinig und klapperdürr . . .«

»Es ist gut,« sagte Bistouri. »Was in aller Welt,« murrte er für sich, »machen die Beiden hier? . . . Sollte mich Nieul verrathen haben?«

Nieul rief unaufhörlich. Touril trat in die Stubenthür. — »Du mußt schweigen!« sagte er gebieterisch; »ich habe jetzt mit dem Mädchen zu reden.«

Er drückte der Kleinen ein Zehnsousstück in die Hand und sagte zu ihr: »Jetzt fort, und beile Dich! . . . Wenn der Mann aus der Rue de Tournon nicht kommt, so gibt's Schläge!«

»Und wenn er kommt?« fragte Grignotte.

»So bekommst Du einen Fünffrankenthaler.«

Sie machte einen Freudensprung und lief fort, ohne sich um ihren kranken Vater zu kümmern. — Ein Fünffrankenthaler! — Grignotte hatte ein zehn Fuß tiefes Loch in den Boden gegraben und eine Mauer durchbrochen, um in den

mit Gold gefüllten Keller zu kommen, aber ein blanker Thaler! . . .

»Vergiß nicht zu weinen,« rief ihr der alte Wucherer nach und verließ ebenfalls die Hütte. Er hörte noch in der Ferne das laute Gelächter des Mädchens. »Das erinnert mich an die Coquinette,« sagte er murrend, indem er wieder in die Hütte trat. »In ihrem Alter wäre Asträa durch ein Nadelöhr geschlüpft . . . Wenn die Kleine nicht im Gefängniß verfault, so wird sie mit achtzehn Jahren Equipage haben!«

»Zu trinken, Patron!« sagte Nieul, auf seinem Lumpenlager ächzend. »Um Gottes willen, gebt mir Wasser!«

Der alte Bistouri war ganz erstaunt. Nieul verlangte Wasser. Der Wucherer trat in die Stube.

Nieul war abgemagert wie ein Skelett und sein grauer Bart bedeckte fast ganz sein Gesicht. Seine Wangen waren so tief eingesunken, daß man einen Finger in die Gruben hätte legen können. Seine Augen schienen fast erloschen.

»Dem sitzt der Tod auf der Zunge!« dachte Bistouri und reichte ihm Wasser in einer zerbrochenen Tasse. »Trink,« setzte er hinzu; »wenn Du nie etwas Besseres getrunken hättest, würdest Du nicht hier liegen.«

Nieul stützte sich auf den Ellenbogen und trank. — »Glaubt Ihr denn, Patron, daß ich sterben werde?« fragte er und gab die Tasse zurück.

Bistouri lachte. »Der Arzt wird ja geholt!« erwiederte er.

Nieul sank auf sein Lager zurück. Bistouri lachte immerfort und sagte: »Der weichherzige Doctor wird Dich bedauern . . . Aufrichtig gesagt, Du hast kein gutes Lager, armer Nieul! . . . Sey nur ruhig, sobald es geschehen ist, sollst Du ein gutes Bett haben.«

»Um zu sterben,« murrte Nieul, der sich vergebens umzudrehen suchte, um den Wucherer anzusehen.

Touril, der ungesehen blieb, nickte mit dem Kopfe.

»Nicht wahr, Papa Bistouri,« setzte der Lumpensammler hinzu, »es wäre Euch nicht lieb gewesen, einen Zeugen zu behalten?«

»Wir zählen auf deine Verschwiegenheit, Camerad,« antwortete Bistouri; aber er dachte: die Todten verrathen nichts. — »Fasse nur Muth, alter Nieul!« sagte er, sich zu ihm neigend; »Du sollst reichen Lohn bekommen und hast nichts zu thun, denn ein Anderer vertritt ja deine Stelle ... Worüber beklagst Du Dich?«

Nieul seufzte tief. »O, welch ein Blick!« stammelte er. »Als er mich ansah, war mir's auf einmal, als ob mir zwei Flammen in die Stirn gedrungen wären, und mein Todeskampf fing an.«

»Possen!« sagte Bistouri.

»Glaubt's nur,« setzte Nieul hinzu; »er ist stärker als Ihr.«

»Das wissen wir wohl . . . Wo ist das Werkzeug?«

»In den Lumpen ... Aber ich kann mich nicht rühren.«

»Ein Anderer wird es zur Hand nehmen,« sagte Bistouri.

Er kniete nieder und wühlte unter den Lumpen. Nieul streckte seine dürre Hand aus, um ihm ein vergleichungsweise weißes Tuch zu zeigen, das aus dem Lumpenhaufen hervorragte. Bistouri zog ein großes Packet hervor.

»Es ist sauber verwahrt,« sagte er schmunzelnd und nahm das Tuch ab. Ein seltsam geformter Gegenstand, eine Art Kästchen, einem Flintenkolben ähnlich, mit Perlmutter

ausgelegt und mit einem Pistolenlauf versehen, kam zum Vorschein.

»Man hat mir ein gutes Stück Geld dafür geboten,« sagte der Wucherer für sich; »aber ich dachte immer, man könne es einmal brauchen.«

An der Seite des Kästchens war ein kleiner Hebel, der ein Rad in Bewegung setzte. Bistouri versuchte den Hebel zu schieben, aber es ging nicht.

»Ist es im Stande?« fragte er.

Neuil nickte bejahend.

»Das Ding sieht ja gar nicht gefährlich aus,« setzte Bistouri hinzu; »ich will selbst sehen, ob's geht wie es soll.«

Er sah sich in der Stube um. Er bemerkte ein zwei Finger dickes Bret, das an der Wand stand.

»Wie macht man's, um loszudrücken?« fragte er, sich zu dem Kranken wendend.

»Man drückt auf den Knopf, der auf der rechten Seite des Laufes ist,« sagte Nieul, »dann kommt eine Feder unten hervor. Man zielt und drückt den Finger auf die Feder.«

Bistouri drückte auf einen kleinen silbernen Knopf, der wie zur Zierde an der Seite des Laufes angebracht war, und eine starke Feder kam aus dem schmalen Kästchen hervor.

»Ein wahres Kunstwerk der Mechanik,« sagte der alte Wucherer; »so etwas wird jetzt nicht mehr gemacht.«

Er zielte auf das Bret, machte die Augen zu und drückte auf die Feder.

Man hörte ein leises Zischen und einen Schlag auf das Bret; aus der Wand drang eine kleine Staubwolke.

Bistouri schlug die Augen wieder auf. Das Bret war durchbohrt und die Kugel in die Wand gedrungen.

»Famös!« sagte er grinsend; »ein werthvolles Stück... es ist eine Million werth! ... Pst!« setzte er, das Zischen der Windpistole nachahmend, hinzu; »pst! mit solchen Werkzeugen könnte man im Geheimen förmliche Schlachten liefern, ohne daß etwas davon gesehen oder gehört wird ... Sage mir, wie man's ladet.«

Nieul zögerte. »Wenn ich diese Unthat verhinderte,« sagte er, »würde mir Gott vielleicht verzeihen.«

Jean Touril legte ihm beide Hände auf die Schultern. »Du verlangst Wasser und sprichst von Gott!« sagte er; »Du taugst zu nichts mehr und kannst mir sogar lästig werden ... Sage geschwind, oder nimm Dich in Acht!«

Nieul kannte seinen Patron zu gut, um diese Drohung zu verachten. Er gab ihm die nöthige Anweisung, und die Pistole wurde wieder geladen. Touril schoß noch einmal, um zu sehen, ob ihn Nieul nicht betrogen. Die Kugel schlug wieder durch das Bret.

»Das lasse ich gelten!« sagte er; »ich verzeihe Dir deine Büßergedanken in Berücksichtigung deines Zustandes ... Ruhe Dich aus, wenn Du willst; ich will meine Geschäfte abthun. Wir haben mindestens noch eine Stunde zu thun, bevor Sulpice kommt.«

Er entfernte sich mit der Windpistole. Die Fallthür ward wieder aufgehoben. Während er die steile Kellertreppe hinunterging, sagte er zu sich: »Die Coquinette darf mir nicht ausbleiben, sonst wird aus der Sache nichts ... und sie muß mir den Wechsel unterschreiben: eine Million, keinen Heller weniger ... Aber sie wird kommen; ich wette, daß der große Gimpel Rostan nicht fertig ist!«

Der alte Wucherer irrte sich. Während er seine Töpfe

vollends in Sicherheit bringt und den Stein wieder einsetzt, führen wir den Leser in die Rue-de-Matignon, um zu sehen, was die Marquise Asträa aufhält.

Das Hôtel des Trüffelkönigs war seit zwei Tagen verödet. Die Familie Morges war beständig im Hause des Doctors Sulpice; Sensitive kam nur Abends in seinen Pavillon, um darin zu übernachten, und der Schwarm der »Drinkers« hatte den Weg zum Hôtel des Trüffelkönigs schon vergessen.

Asträa war allein zurückgeblieben, wie eine in Ungnade gefallene Favoritin. Nur der große Rostan und Fernand waren noch bei ihr, — und der Letztere würde sich auch schon entfernt haben, wenn man ihn bei Sulpice vorgelassen hätte. Asträa wußte, daß man ihn abgewiesen hatte. Und doch liebte sie ihn: dies war der Anfang ihrer Strafe. Ihre Leidenschaft wurde durch seine Gleichgiltigkeit noch gesteigert, sie täuschte sich nicht mehr, sie kannte ihn, aber sie wollte ihn wenigstens als willenloses Werkzeug benutzen.

Sie war nicht überwunden. Sie hatte vielmehr eine Ahnung, daß sie morgen triumphiren, in Besitz eines fabelhaften Reichthums kommen werde. Wer konnte ihr widerstehen, sobald Sulpice aus dem Wege geräumt war? Was lag an der kindischen Flucht des Trüffelkönigs? Sulpice hatte ihn dazu verleitet; war Sulpice nicht mehr da, so fiel der Trüffelkönig wieder in ihre Hände . . . und sie wollte ihn nicht lange mehr schmachten lassen.

Sie war in dem Boudoir, wo wir sie unlängst in Geschäften mit P. J. Gridaine gesehen haben. Der Damenfreund war nicht mehr erschienen, seitdem er Loriotte hatte entwischen lassen. Es war Nacht geworden. Zwei Lampen brannten auf dem Säulentischchen und warfen ein grelles Licht

auf Fernands todtenbleiches Antlitz. Die Marquise saß im Sopha; Fernand lehnte sich mit dem Ellenbogen auf die Marmorplatte des Camins und spielte gedankenlos mit einer Porzellanfigur. Er sah so blaß und verstört aus, als ob er eine schwere Krankheit überstanden hätte. — Sie waren allein; der große Rostan kleidete sich in seinem Zimmer an.

»Wissen Sie gewiß, daß er eben so zu Robert gesprochen?« sagte Fernand kleinlaut, ohne sie anzusehen.

»Ich habe Sie nicht für feig gehalten,« erwiederte Asträa. — »Ich sage Ihnen,« setzte sie ungeduldig hinzu, als Fernand keine Antwort gab, »er gibt sich das Ansehen eines Hexenmeisters, und es gelingt ihm leider nur zu gut, Kinder, wie Sie sind, in Schrecken zu setzen.«

»Nun, was hat er denn zu Robert von Galleran gesagt?« wiederholte Fernand.

»Er hat zu ihm gesagt: Binnen drei Tagen werden Sie durch Fernands Hand fallen!«

Fernand schauderte. »Dasselbe hat er auch zu mir gesagt,« stammelte er.

Die Marquise streckte die Hand aus und deutete auf die Tischuhr, die auf sechs zeigte.

»Ich bin keine Zauberin,« sagte sie entschlossen; »aber ich prophezeie und schwöre Ihnen, daß der Doctor Sulpice in drei Stunden die Tage keines Menschen mehr zählen wird!«

Eine lange Pause folgte.

»Es kommt nicht mehr darauf an,« fuhr Asträa fort, »ob Sie Solange-Beauvais oder Gabrielle von Morges geliebt haben; es ist sogar gleichgiltig, ob Sie das Mädchen lieben, das von Sulpice den Namen Rostan erhalten hat...

Ich biete Ihnen die rettende Hand; Sie scheinen zu zögern. Ich will Sie mit Ihrer Lage genau bekannt machen.« — Fernand machte eine unmuthige Bewegung, aber Asträa fuhr fort: »Ich fand Sie einst in einem rathlosen, hilflosen Zustande; Sie hatten Menschen und Dinge so arg mißbraucht, daß der Erdboden unter Ihren Füßen einzusinken drohte. Ich rettete sie vom Verderben; ist das nicht wahr?«

»Ja, es ist wahr,« sagte Fernand; »aber bemühen Sie sich nicht weiter . . . ich will kein Mörder werden.«

»Ich werde mich bemühen, und es ist wahrlich eine Mühe . . . Wenn Sie Ehrgefühl hätten, wenn Ihre Vergangenheit, wenn auch nicht rein, doch wenigstens geeignet wäre, Ihnen ein stolzes Selbstbewußtseyn zu geben, so würde ich Ihre Bedenklichkeiten gerechtfertigt finden, ich würde Sie lieben wie Sie einmal wären, und keinen Versuch machen, Ihnen die Himmelsthür zu verschließen; aber Sie sind auf einem gewissen Abhange zu weit hinabgeglitten, Sie können nicht mehr inne halten.«

»Spotten Sie nur,« sagte Fernand, »ich will diese Unthat nicht begehen.«

»Sie entsagen also diesem Reichthum, diesem Titel?«

»Ja.«

Die Marquise zuckte die Achseln. »Feige Memme!« sagte sie mit Ingrimm; »ich schäme mich meiner Liebe . . . Sie sollen mein Gemal werden, Fernand, Sie sollen den Herzogstitel und die Millionen erben, ich will es!«

Sie stand auf und die blendende Schönheit, die wir einst an ihr bewundert, strahlte um ihre stolze Stirn.

»Die Zeit vergeht,« setzte sie hinzu und legte die Hand auf Fernands Schulter; »Franz Rostan wird sogleich kom-

men, und wir gehen . . . Wenn Sie nicht mit mir sind, so sind Sie mein Feind . . . Nehmen Sie sich in Acht! . . . Solange-Beauvais ist aus dem Gefängnisse entlassen . . . Freuen Sie sich nicht darüber: ich kann beweisen, daß Sie in jener Nacht im Schlosse Morges nicht in Ihrem Zimmer waren . . .«

»Sie wollten! . . .« begann Fernand.

»Lassen Sie mich ausreden! . . . Man kann sagen: ich verweigere dies oder jenes, wenn man aus dem Freudenhimmel auf die Erde fällt, aber wenigstens auf den Füßen steht und keine Gefahr zu fürchten hat . . . Sie, Fernand, werden der Länge nach in den Koth fallen, dafür werde ich schon sorgen. Der kleine Betrüger, der den Namen Marie von Rostan geführt hat, Ihr Mitschuldiger . . .«

»Mein Mitschuldiger!« entgegnete Fernand; »ich kannte ihn ja nicht . . .«

»Wer wird Ihnen das glauben?« fragte die Marquise lächelnd. »Ihr Mitschuldiger ist nicht fort, wie ich hoffe; er ist hier; wir werden ihn benutzen . . . Ich sage Ihnen, Theuerster, Sie werden eine Berühmtheit werden. Sobald die Miene gesprengt ist, wird Ihnen die öffentliche Meinung und die Justiz die erste Rolle in diesem höllenschwarzen Drama zutheilen . . . Sie werden ja für meinen Geliebten gehalten und führen seit einem Monate den Namen Rostan, den Ihnen Jedermann wie eine Larve abnehmen kann! . . . Sie werden der Sündenbock seyn; es ist Ihr Wille, wir wollen also nichts mehr davon sagen . . . Ich wünsche allein zu seyn.«

Sie zeigte auf die Thür. — Fernand sank in einen Armsessel und hielt die Hände auf's Gesicht.

»Meine Vergangenheit!« sagte er in einem so kläglichen Tone, daß sogar die Marquise beinahe gerührt wurde; »ohne meine Vergangenheit würde ich der Verleumdung kühn entgegentreten . . .«

Man hörte die rauhe Stimme Rostan's im Corridor.

»Sagen Sie, daß Sie mein sind, oder gehen Sie!« sagte die Marquise gebieterisch.

»Was soll ich thun?« fragte Fernand.

»Sie müssen mir diesen Menschen aus dem Wege räumen,« antwortete Asträa, die dem eben eintretenden Franz Rostan zugleich freundlich zunickte.

Fernand fühlte den kalten Schweiß auf seiner Stirn. Die Marquise stand auf und ging dem großen Rostan entgegen.

»Lieber Franz,« sagte sie ganz unbefangen, »wir müssen fort, es ist Zeit.«

Franz und Fernand sahen einander an. Fernand dachte: dieser Mann hatmir nie etwas zuLeide gethan. Franz dachte: die Rolle dieses ersten Liebhabers ist also zu Ende!

Denn die Marquise hatte Franz Rostan überredet, Fernand solle nöthigenfalls nur vorgeschoben werden, um die Aufmerksamkeit der Sicherheitsbehörde auf ihn zu lenken. Franz Rostan glaubte daher, Fernand solle geopfert werden. Er wußte wohl, daß Asträa den blonden Jüngling geliebt hatte; aber was kümmerte sich eine Asträa um einen Günstling, der ihr gleichgiltig geworden?

Die Marquise sagte zu Franz Rostan: »Sehen Sie nach, ob der Wagen bereit ist. Befehlen Sie dem Kutscher, am Bazar Montmartre zu halten. Dann gehen wir zu Fuß auf den Boulevard und fahren in einem Fiaker bis an die

Barrière Poissonnière. Der Fiaker wird uns innerhalb der Barrière erwarten; wenn's abgethan ist, nehmen wir ihn wieder und fahren zum Bazar zurück, wo wir unsern Wagen finden.«

»Das geht ja prächtig!« sagte Rostan mit Bewunderung; »und der kleine Cherubin?«

Er warf einen Seitenblick auf Fernand.

»Wenn Sie wiederkommen, soll Alles bereit seyn.«

Der große Rostan ging. Asträa eilte auf Fernand zu und fiel ihm um den Hals.

»Alles für Dich!« sagte sie mit einer Aufwallung wahrer oder erheuchelter Leidenschaft; »ich liebe Dich! ich will Dich so reich, so groß, so glücklich machen, daß Du mir eine angstvolle Stunde schon verzeihen wirst . . . Und um Dich glücklich zu machen,« setzte Sie, seine Stirn mit Küssen bedeckend, hinzu, »verlange ich nur Eins: laß mir das Glück, bei Dir zu bleiben . . .«

Fernand sah sie mit Entsetzen und Abscheu an.

»Höre,« fuhr sie fort, »wir haben nur ein Mittel, dieses Ziel zu erreichen . . . Ich will Dich mit dem Doctor Sulpice nicht in Berührung bringen, es würde mir bange um Dich werden . . . Franz wird uns von dem Doctor befreien . . . Wenn er aus der Mordkammer kommt, so wirst Du ihn erwarten und zu Boden strecken.«

Sie nahm hinter der Tischuhr ein Paar Pistolen. Als sie sie Fernand reichte, kam der große Rostan zurück. Er konnte sich eines Lächelns nicht erwehren. Er selbst hatte die Pistolen ungeladen hinter die Tischuhr gelegt. Aber wir wissen, daß die Morgatte auf der Haide von Fréhel gelernt hatte, wie man ein Gewehr ladet.

»Herr Fernand ist gut versorgt!« sagte Rostan; »aber ich? . . .«

»Was Sie brauchen,« antwortete Asträa, »werden Sie an Ort und Stelle finden.«

»Fort also!«

Er nahm den Arm der Marquise, während Fernand die beiden Pistolen in seine Rocktasche steckte.

XIII.

Das Holzscheit.

Der Doctor Sulpice war allein in seinem Arbeitszimmer. Er las in einem medicinischen Buche. Irenens Porträt, das über seinem Schreibtische hing, schien ihn anzulächeln.

Sulpice war ruhig, aber traurig. So oft als sein Blick auf das Bild fiel, sprach tiefe Wehmuth aus seinen Zügen.

Gegen sechs Uhr begann er öfter nach der Uhr zu sehen. Um ein Viertel auf sieben läutete er und verlangte seine Tochter zu sehen. Er behielt die Kleine etwa eine Viertelstunde bei sich. Ehe er sie fortschickte, hielt er sie lange an sein Herz gedrückt.

Als das Kind mit der Wärterin fort war, nahm Sulpice die Lampe und ging die in den Garten führende kleine Treppe hinunter. Er stellte die Lampe unten auf die Treppe und ging in den Garten. In dem Pavillon, den die Wahnsinnige bewohnte, war Licht. Sulpice trat ein, ohne anzuklopfen. Die Wahnsinnige saß neben dem Caminfeuer, den Kopf in beide Hände gestützt. Eine Hüterin war bei ihr.

Sulpice gab der Letztern einen Wink, sich zu entfernen. Er trat vor die Wahnsinnige hin und sagte: »Magdalena Rostan du Bosq!«

Die Wahnsinnige strich sich die Haare aus dem Gesicht und sah ihn an.

»Ihr Mann wird diesen Abend sterben,« setzte Sulpice hinzu.

Magdalena blieb ganz ruhig. Sulpice faßte ihre Hand, um den Puls zu untersuchen.

»Kennen Sie mich?« fragte er.

Sie blieb regungslos und stumm, wie eine Bildsäule. Ihr langes schwarzes, etwas ergrautes Haar hing zu beiden Seiten der Wange herab. Sie saß ganz gerade. Das Licht fiel auf ihr schönes, edles Gesicht.

»Wollen Sie Irene sehen?« fragte Sulpice.

Sie schüttelte den Kopf.

»Wollen Sie Ihren Sohn Jean sehen?«

»Ich habe ihn gesehen,« antwortete die Wahnsinnige, in deren Augen plötzlich eine Flamme aufloderte. Aber es war nur ein rasch vorübergehender Lichtblick; sie versank wieder in ihre düstere Theilnahmlosigkeit und setzte hinzu: »Ich habe ihn im Traume gesehen! . . .«

»Haben Sie Ihren Sohn Jean recht lieb?« fragte Sulpice langsam und mit Nachdruck.

Sie hob ihre gefalteten Hände auf. — Der Doctor legte ihr die ausgestreckten Finger auf die Stirn.

»Sie sind eine glückliche Mutter,« sagte er; »Sie sollen Ihren Sohn bald wiedersehen.«

Zwei Thränen perlten über Magdalenens bleiche Wangen; aber sie antwortete nicht.

»Knien Sie nieder,« gebot Sulpice; »beten Sie recht inbrünstig und aus vollem Herzen . . .«

Magdalena kniete nieder.

»Und wenn Sie Ihren Sohn wieder gefunden haben,« setzte Sulpice ernst hinzu, »so müssen Sie auch Ihre Tochter lieb haben.«

Magdalena schlug sich an die Brust und sagte: »Ich liebe meine Tochter! . . . Mein Sohn Jean ist mein Herz . . . Wenn ich mein Herz wieder gefunden habe, wer wird mich dann hindern, meine Tochter zu lieben?«

Sulpice entfernte sich. Als Magdalena mit ihrer Hüterin allein war, sah sie sich scheu im Zimmer um.

»Wo ist er?« fragte sie; »wo ist der Mann, der eben hier war? . . . Nicht wahr, es war ein Mann hier?« — Sie drückte beide Hände auf die Stirn und sagte leise: »Glückliche Mutter!«

Sie schloß die Augen, aber nicht um zu schlafen. So oft draußen das dürre Laub im Winde rauschte, warf sie einen Blick auf die Thür. Sie wartete . . .

Sulpice nahm seine Lampe und ging wieder in sein Zimmer. Er sah sogleich nach der Tischuhr; es war drei Viertel auf sieben.

»Sollten sie zurücktreten?« sagte er zu sich.

»Nein!« sagte eine kreischende Stimme hinter dem Schreibtische des Doctors.

Er hob die Lampe auf. Grignotte saß in seinem Fauteuil und verzehrte den Rest ihrer Kastanien.

Sulpice störte sie nicht. Grignotte und er schienen ziemlich alte Bekannte zu seyn. Er fragte: »Diesen Abend soll's also seyn?«

»Ja, sogleich,« antwortete das Mädchen.

»Sind sie schon da?«

»Nein . . . nur mein Vater und der alte Bistouri sind da.«

»Was weißt Du?«

»Nichts.«

Sulpice warf ihr ein Fünffrankenstück zu, das sie im Fluge auffing.

»Was weißt Du?« wiederholte er.

»Nichts,« wiederholte Grignotte ebenfalls; »ich habe ja das letzte Mal Alles gesagt . . . Ja, richtig! ich hätte beinahe vergessen: der Mann mit den Ohrringen und sein krummbeiniger Vetter spaziren in der Kronengasse.«

Sulpice stampfte ungeduldig mit dem Fuße.

»Hat Jean Touril sie gesehen?« fragte er.

»Ja,« antwortete Grignotte.

»Was hat er gesagt?«

»Er schickte mich fort und befahl mir, recht zu weinen, wenn Sie nicht kommen wollten . . . und er versprach mir einen großen Thaler, wenn Sie kommen würden.«

»Es ist gut,« sagte Sulpice.

Grignotte stand auf.

»Wie viel Zeit hast Du gebraucht, um hierher zu kommen?« fragte Sulpice.

»Eine halbe Stunde . . . ich lief schneller als ein Fiaker.«

»Du mußt in zwanzig Minuten wieder zu Hause seyn, ich brauche Dich . . . Geh!«

Die Kleine war mit einem Satze zur Thür hinaus und in wenigen Sprüngen die Treppe hinunter. Einige Secunden nachher lief sie wie ein Känguru durch dick und dünn. Wäh-

rend sie den Kutschen vorauseilte, hatte sie noch Zeit, sich umzusehen und den Kutschern ein Schnippchen zu schlagen.

Sulpice läutete und ließ anspannen. — Als er seinen Hut nahm, stürzte Irene ins Zimmer und eilte mit offenen Armen auf ihn zu.

»Sulpice!« rief sie; »um Gottes willen, geh nicht!«

»Weißt Du denn, wohin ich gehe?« fragte der Doctor mit einem kalten Lächeln.

Irene hing an seinem Halse. »O, bleib! bleib!« bat sie; »ich beschwöre Dich im Namen deiner Frau und deines Kindes!«

Sulpice küßte sie auf die Stirn und entwand sich ihren Armen.

»Der Mensch hat seine Bestimmung,« sagte er, »denn unter gewissen Bedingungen ist es uns vergönnt, einen Blick in die Zukunft zu thun. Was der Wille des Weltlenkers beschlossen hat, kann man nur achten. Die Wissenschaft hat mich zum Fatalisten gemacht . . . Ich gehe: versuche nicht, mich zurückzuhalten . . . ich versuche nicht mehr, Dir Zwang anzuthun. Du bist mir aus übergroßer Zärtlichkeit ungehorsam gewesen: ich verzeihe Dir und liebe Dich . . . Aber ich sage Dir, Irene, wenn sich Galleran dareinmischte, so werden Zwei fallen.«

Irene bebte erschrocken zurück. Das Lächeln des Doctors wurde trauriger.

»Auf jeden Fall,« fuhr er fort, »beginnen wir eine Stunde des Strafgerichts und der Trauer. Die theuern Todten sind in weiter Ferne auf dem Friedhofe von Saint-Cast in ihren Gräbern erweckt . . . Diese Nacht habe ich die drei

Leichen, wie sie auf dem Strande von Fréhel lagen, im Traume wiedergesehen . . . Der Eine war mein Vater.«

»Und **mein** Vater,« sagte Irene leise, »ist unter denen, die Du bestrafen willst.«

»Nieul hatte sich dingen lassen, mich zu ermorden,« erwiederte Sulpice; »ich habe es nicht durch eine Somnambule erfahren . . . Nieul liegt todkrank; er kann nicht . . . Weißt Du, Irene, wer ihn ersetzen soll?«

Irene schlug die Augen nieder und schwieg.

»Du siehst, ich habe keine Waffen,« fuhr Sulpice fort, »und dein Vater hat in diesem Augenblicke eine furchtbare Mordwaffe, die das erwählte Opfer geräuschlos zu Boden streckt . . .«

»Bleib! ich beschwöre Dich!« bat Irene, die ihm zu Füßen fiel.

Der Doctor reichte ihr die Hand. »Ich liebe Dich Irene,« sagte er mit vergebens bekämpfter Rührung; »Du liebst mich . . . soll unser Glück auf immer vernichtet bleiben? soll für alle Zukunft ein drohendes Gespenst zwischen uns stehen?«

Irene schluchzte; sie hielt die Hand ihres Gatten fest und bedeckte sie mit Küssen und Thränen.

»Bleib! o bleib!«

»Der Wagen ist da,« meldete ein Diener.

Irene rang die Hände und wiederholte außer sich:

»Bleib! o bleib! . . . geh nicht!«

»Adieu, Irene,« sagte der Doctor und drückte ihr einen Kuß auf die Stirn. »Ich befehle Dir nichts, damit Du keinen Ungehorsam zu bereuen habest . . . Aber ich schwöre Dir, daß es weder Dir noch deinem Begleiter gelingen wird,

mich und deinen Vater zu retten . . . Es werden zwei Opfer mehr fallen, an die ich nicht gedacht hatte. Adieu!«

Irene blieb allein. Sie lehnte den Kopf an den Schreibtisch. — »Vater!« stammelte sie nach langem Stillschweigen, und brach wieder in Thränen aus. — »Sulpice hat unsere kleine Magdalena geküßt . . .«

Sie sprang rasch auf.

»Mein Mann! mein Sulpice! . . . ihn muß ich retten! . . .«

Im Salon des Doctors, wo Irene fehlte, war der Hof der Trüffelkönigs versammelt. Er war in den letzten zwei Tagen wieder frisch und heiter geworden, der Trüffelkönig. Seine schlaffen Wangen wurden wieder voll und einige Gläser guten Weines hatten seinen Augen wieder einiges Feuer gegeben. Er fragte jeden Augenblick nach Sulpice und Irene. Der Doctor war im buchstäblichen Sinne seine Gesundheit und sein Leben.

Der Graf und die Gräfin von Morges waren da, aber ohne ihre Tochter Gabrielle, die entschlossen war, der Welt Lebewohl zu sagen. Sensitive that seinen Dienst: er hatte ein Madrigal unter großen Geburtsschmerzen zur Welt gebracht. Solange-Beauvais, der Chevalier Roger von Martroy und Robert von Galleran bildeten die übrige Gesellschaft.

Dienahe bevorstehende Vermälung Rogers mit Solange war kein Geheimniß mehr. Der Trüffelkönig wollte eine glänzende Hochzeit geben. Er hatte schon angefangen, Solange sein Pathchen zu nennen.

Es ging das Gerücht, daß die vereinten Bemühungen Rogers und des Trüffelkönigs die Untersuchung wegen des

Messerstiches, den der Chevalier erhalten, nicht niederzuschlagen vermochten. Man versicherte, die Justiz wolle Franz Rostan zur Verantwortung ziehen. Diese Angelegenheit bildete das Gespräch des kleinen Kreises. Der Vitzdom von Pomard erklärte laut, ein solches Attentat könne und dürfe nicht unbestraft bleiben, und die Verzögerung sey schon ein Scandal. Sensitive gestand, er habe in den Verhandlungen der Assisen immer viel Poesie gefunden. Nächst dem Klappern der Mühlen und dem würzigen Duft des Heues war ihm nichts lieber als die Gerichtszeitung.

Solange und Roger plauderten miteinander; Roger war noch blaß von seiner Wunde, Solange heiter und glücklich.

Robert von Galleran stand traurig und schweigend in einiger Entfernung.

In dem Augenblicke wo wir in den Salon treten, begann Robert eben mit Roger und Solange ein Gespräch. Roger runzelte die Stirn, aber Robert sah so leidend, so bekümmert aus, daß der Chevalier nicht umhin konnte, ihn im Stillen zu beklagen.

»Herr von Martroy,« sagte Robert, »ich habe Sie um etwas zu bitten.«

»Reden Sie, Herr von Galleran,« erwiederte Roger; »ich habe keinen Grund, Sie abzuweisen.«

Galleran zögerte, der Muth schien ihm zu fehlen, aber er nahm alle seine Fassung zusammen und erwiederte mit fester Stimme:

»Ich habe mich nicht in Ihre Geheimnisse zu mengen, Herr von Martroy; aber ich betrachte Fräulein Beauvais als

Ihre Braut, und alle hier anwesenden Personen theilen meine Ansicht.«

Roger verneigte sich, Robert fuhr fort:

»Ich bitte Sie um Erlaubniß, mit Fräulein Beauvais einige Worte zu reden.«

Roger konnte sein Erstaunen nicht verbergen. Er sah Solange an. Solange wendete sich ab, als hätte sie sich die Unannehmlichkeit einer Zurechtweisung ersparen wollen. Er war ebenfalls unschlüssig, aber Galleran faßte seine Hand und sagte leise:

»Chevalier, ich habe Ihre Braut geliebt, ich liebe sie noch . . . Ich sehe sie zum letzten Male. Es handelt sich um die Ruhe meines Gewissens, um ihr Glück.«

Roger erwiederte seinen Händedruck und ging wieder zu der Gesellschaft. Robert setzte sich neben Solange. Sie war so blaß, daß man sie für eine Marmorstatue hätte halten können. Robert von Galleran schien fast die Besinnung zu verlieren. Er wollte sprechen, aber er konnte nicht. Der Auftritt wurde so peinlich für Solange, daß sie sich entfernen wollte. Robert hielt sie durch einen flehenden Blick zurück.

»Ich will Muth fassen, Mademoiselle,« stammelte er; »ich bitte Sie, entfernen Sie sich nicht!«

Solange nahm ihren Platz wieder ein.

In diesem Augenblicke kam ein Diener und rief Galleran in Irenens Auftrage.

Galleran stand auf.

»Mademoiselle,« sagte er so laut, daß ihn alle Anwesenden hören konnten, »ich wollte ein Geständniß ablegen; der Muth fehlt mir dazu . . . Aber ich habe einen Brief bereit, von welchem Sie einen beliebigen Gebrauch machen

können. Haben Sie die Güte, ihn anzunehmen . . . Ich bitte Sie nur, ihn erst morgen früh zu eröffnen; ich werde dann Paris verlassen haben und auf dem Wege zur Grenze seyn.«

Solange nahm den Brief. Die ganze Gesellschaft hörte in der größten Spannung zu. Robert verneigte sich gegen alle Anwesenden, trat dann wieder zu Solange und küßte ihr ehrerbietig die Hand.

»Gott schenke Ihnen alles Glück,« sagte er, »leben Sie wohl . . . auf immer!«

Er verließ den Salon. Irene wartete in der Gallerie.

»Sind Sie bereit?« fragte sie.

»Ja, ich bin bereit,« antwortete Galleran.

»Fürchten Sie den Tod?«

Galleran lächelte.

»Ich meine . . .« setzte Irene zögernd und mit einer Naivetät hinzu, die bei ihrer großen Aufregung wohl zu entschuldigen war, »mein Mann sagte, Ihr Leben sey drüben in großer Gefahr.«

»Kommen Sie!« erwiederte Galleran, vorausgehend. »Ich habe meine letzte Pflicht erfüllt; Solange hat den Brief, der mein Geständniß enthält.«

Ein Wagen hielt vor der Thür. Irene befahl dem Kutscher, in die Straße Goutte-d'or zu fahren.

Beide legten den Weg schweigend zurück; erst außerhalb der Barrière sagte Galleran: »Herr von Martroy ist ein Ehrenmann . . . sie wird glücklich seyn . . . Sagen Sie ihr nie etwas von mir.«

An den ersten Häusern der Straße Goutte-d'or warteten Roblot und Toto Gicquel. — Irene ließ den Wagen halten. Roblot trat an den Schlag.

*

»Die Morgatte und der große Rostan sind da,« sagte er, »und ein Anderer, den ich nicht kenne . . . ein blutjunger Mensch.«

»Und mein Mann?«

»Ist auch da.«

»Wie lange?«

»Seit einer Minute.«

»Wie viele Leute sind im Hause?« fragte Irene.

Roblot zuckte die Achseln. »Ich habe manches Fünffrankenstück gegeben,« antwortete er; »aber sie sind Alle fort.«

Irene stieß Galleran an, der sogleich aus dem Wagen sprang.

»Führen Sie mich,« sagte er zu Roblot.

»Gott sey mit Ihnen!« stammelte Irene, die mehr todt als lebendig war.

Es fiel ein feiner, durchdringender Regen. Die Straße war leer. Der Wagen fuhr im Schritt hinter Galleran und Roblot. Toto folgte schlotternd dem Wagen.

Irene sah Galleran in den dunklen Hausgang treten. In der Thür winkte er ihr noch einmal Lebewohl zu.

Roblot kam nach zwei Minuten wieder heraus.

Kaum waren wieder ein paar Minuten verstrichen, so hörte man in der tiefen Stille einen doppelten Knall: zwei fast zugleich abgefeuerte Pistolenschüsse.

Einige Fenster thaten sich in den Nachbarhäusern auf und hier und da hörte man flüstern; aber in Bistouri's Hause regte sich nichts.

Irene war in Ohnmacht gefallen.

Rieul röchelte auf seinem ärmlichen Lager. Man hatte ihm eine alte Decke übergeworfen. Er war sehr krank. Sein eingesunkenes Gesicht hatte die erdfahle Farbe, welche die Annäherung des Todes anzeigt.

Die Marquise Asträa saß am andern Ende der Stube auf einem Schämel, und hielt das offene Riechfläschchen unter die Nase.

Neben ihr stand Jean Touril und hielt eine Flasche Branntwein in der Hand. Er schenkte dem großen Rostan, dem die Knie wankten, zu trinken ein.

Die Marquise und Rostan lauschten auf jedes Geräusch, das vom Hofe kam.

»Wir haben noch mindestens eine Virtelstunde,« sagte der alte Bistouri; und Grignotte, die an der Hausthür Wache steht, wird uns benachrichtigen.«

Der große Rostan trank sein Glas Branntwein, das ihm wieder Muth zu machen schien.

Bistouri trat mit der Marquise auf die Seite. »Warum haben Sie diesen Fernand mitgebracht?« fragte er.

»Um eine Kette um seinen Hals zu schmieden,« antwortete Asträa; »er muß in der Mitschuld seyn.«

»Das ist Ihre Sache,« sagte der alte Wucherer, der Feder, Tinte und Papier aus der Tasche zog.

»Was ist das?« fragte die Marquise.

»Meine Million, Schätzchen ... Unterzeichnen Sie einen Wechsel an meine Ordre, oder es wird nichts aus der Sache.

Asträa nahm das Papier, ohne ein Wort zu sagen und kniete vor dem Schämel, der ihr als Tisch diente. Bistouri dictirte, sie schrieb und unterzeichnete den Wechsel.

Der Alte untersuchte den Wechsel sorgfältig und küßte die Marquise, während sie aufstand. Der große Rostan schenkte wieder ein Glas voll.

»Lassen Sie es gut seyn,« sagte Bistouri; »Sie dürfen nicht mehr trinken ... jetzt auf Ihren Posten!«

Er zeigte ihm den Winkel hinter dem Schranke.

»Und hier ist Ihre Waffe,« setzte er hinzu und reichte ihm die Windpistole. »Die Lampe stellen wir hinter das Bett Nieul's, auf diesen Klotz. Sie können ihn dann sehr gut sehen, und bleiben im Schatten ... Wenn er eintritt, wird Nieul laut stöhnen; der Doctor geht natürlich gerade auf das Bett zu. Zielen Sie gut, für das Uebrige stehe ich.«

Der große Rostan betrachtete die Pistole von allen Seiten und fragte mißtrauisch: »Kann man Jemand damit todtschießen?«

Bistouri zeigte ihm das Brett mit den beiden Kugellöchern. — »Die Fallthür lnks vor dieser Hütte ist offen,« sagte er; »wenn's geschehen ist, schleppen Sie ihn dahin und werfen ihn in den Keller.«

»Fernand wird helfen,« setzte die Marquise mit schrecklicher Ruhe hinzu.

Fernand war in der ersten Stube, wo Grignotte das Loch gegraben hatte, um zu sehen was im Keller vorging. — Wir wissen, welche Weisungen Fernand in Bezug auf den großen Rostan erhalten hatte.

Nieul drehte sich ächzend auf seinem Lager.

»Noch nicht!« sagte Bistouri; »spare das auf, bis er kommt.«

»Er ist da!« sagte Grignotte, dir ihr kleines Dämonengesicht in die Thür steckte.

»Geschwind!« sagte Bistouri und nahm die Marquise bei der Hand.

Asträa bemerkte, daß der große Rostan zitterte. — »Noch ein Glas!« sagte sie und schenkte ihm noch einmal ein. Dann schob sie ihn hinter den Schrank. »Nur Muth!« sagte sie.

»Ich würde mich lieber mit zehn Leuten auf der Haide schlagen!« murrte Rostan.

Jean Touril zog die Marquise mit sich fort. Sie drückte Fernand im Vorbeigehen die Hand.

»Er geht also nicht mit uns?« fragte Touril.

»Nein,« erwiederte die Marquise; »fort!«

Touril eilte hinaus und öffnete die Fallthür. Man hörte schon die Fußtritte des Doctors Sulpice im zweiten Gange. Die Marquise und Jean Touril gingen die Kellertreppe hinab und ließen die Fallthür etwa einen Fußbreit offen.

»Du bist doch immer meine Coquinette,« sagte der alte Wucherer und streichelte ihr das Kinn; »Du willst zwei Fliegen mit einer Klappe todt schlagen; der Blonde steht nicht umsonst da.«

Asträa antwortete nicht; sie lauschte.

»Sulpice scheint nicht allein zu seyn,« sagte sie.

»Es ist das Echo,« erwiederte Jean Touril. »Setze Dich . . . es wird bald geschehen seyn.«

Asträa wollte sich nicht setzen. Sie stieg vielmehr ein paar Stufen hinauf, um besser zu hören.

Sie hörte deutlich, wie die wurmstichige Thür geöffnet wurde. Sulpice war in der Hütte; sie erwartete nur noch seinen letzten Schmerzensruf.

Sulpice war allein und unbewaffnet. Er trug seinen Mantel auf dem linken Arme. Er ging festen Schrittes durch die erste Stube, die ganz leer zu seyn schien. Ein Lichtschimmer drang durch die Spalten der zweiten Thür, übrigens war Alles stockfinster.

Er öffnete rasch die Thür, aber er blieb, im Zimmer umher blickend, auf der Schwelle stehen. Den großen Rostan, der hinter dem Schranke versteckt war, konnte er nicht sehen; aber Sulpice schaute sogleich nach jener Stelle hin, und sein feuersprühender Blick blieb auf den einen Punkt gerichtet. —

Rieul ächzte laut; ob er seiner Rolle gemäß handelte, oder ob der physische Schmerz stärker war, als die Reue, können wir nicht entscheiden. Sulpice blickte unablässig nach dem Winkel hin, wo Franz Rostan versteckt war.

So verging eine volle Minute. Dem halbbetrunkenen Krautjunker schlotterten die Knie unter der Last seines schwerfälligen Körpers. Der Flammenblick drang ihm in das Herz, wie eine Dolchspitze. Der Schweiß rann ihm über die Wangen und sein Athem ward schwer. Er wollte die Pistole gleichsam zur Vertheidigung aufheben, aber sein Arm war wie gelähmt.

Sulpice begann nun seinen tiefen, schweren Athem zu hören; er streckte die Hand aus und sagte gebieterisch: »Kommen Sie hervor!«

Der große Rostan trat, bleich wie ein Gespenst, aus seinem Versteck hervor, und Rieul richtete sich auf, um das seltsame Schauspiel zu sehen.

Rostan wankte auf Sulpice zu. Eine unwiderstehliche Gewalt trieb ihn vorwärts, trotz seines sichtlichen Widerstre-

bens. Seine Augen waren weit geöffnet, seine Arme hingen schlaff herab, seine Haltung war gerade. Als er neben Sulpice war, streckte dieser den Arm nach ihm aus. Der große Rostan sank kraftlos zusammen.

Nieul schrie laut auf vor Bestürzung. Draußen antwortete ihm ein anderer ähnlicher Schrei. Grignotte stand lauschend am Fenster.

»Schenken Sie ihm das Leben nicht, Herr Sulpice,« sagte Nieul, »er wollte Sie erschießen.«

»Und Du?« fragte Sulpice.

Nieul verbarg sein Gesicht unter der zerlumpten Decke.

In diesem Augenblicke fielen die beiden Pistolenschüsse, die Irene gehört hatte. Nieul war so betroffen, daß er von seinem Lager aufsprang. Der große Rostan regte sich nicht, er schien gar nichts zu hören.

»Gott sey ihnen gnädig!« sagte der Doctor leise.

Nieul war wieder auf seine Lumpen gesunken. Sulpice streckte die Hand gegen seine Brust aus; der Kranke ward plötzlich ruhig und seine Züge nahmen einen heitern Ausdruck an.

»Wie oft habe ich Dir das Leben gerettet?« fragte der Doctor.

»Vergebung, Vergebung!« stammelte der Bandit, der sich mit Mühe auf die Knie warf.

Die äußere Thür der Hütte that sich auf.

»Sie sind Beide todt,« sagte Grignotte.

»Schlafe!« gebot Sulpice.

Nieul sank auf seine Lumpen zurück, seine Augen schlossen sich.

»Ist Niemand auf die Pistolenschüsse gekommen!« fragte der Doctor das kleine Mädchen.

»Ich weiß nicht, wie es der alte Bistouri angefangen hat,« antwortete Grignotte, »aber es ist kein einziger Lumpensammler im Hause . . . er ist ein schlauer Fuchs!«

»Was bedeutet denn der Lärm?« fragte Sulpice, der plötzlich aufmerksam wurde.

Man hörte draußen Fußtritte. — Grignotte lauschte.

»Es ist der alte Bistouri,« sagte sie nach einer kurzen Pause.

»Still!« sagte Sulpice.

»Grignotte!« rief Bistouri leise.

»Soll ich gehen?« fragte die Kleine.

»Geh!« erwiederte der Doctor und zeigte auf das Fenster.

Grignotte riß das Fenster auf und sprang in den Hof.

»Habt Ihr gerufen, Patron?« fragte sie draußen.

»Komm her, Du Teufelskind!« gebot Bistouri, »und sprich nicht so laut.«

Sulpice legte das Ohr an eine Thürspalte. Er hörte, daß Touril sagte: »Der Fernand wird Reißaus genommen haben . . . Hast Du ihn gesehen?«

»Wer ist der Fernand?« fragte Grignotte mit der unschuldigsten Miene von der Welt.

»Es ist wahr, Du weißt es nicht . . . nimm diesen hier bei den Füßen, ich fasse ihn bei den Schultern . . . wir wollen ihn in den Keller werfen.«

Es lagen zwei Todte da: die beiden Pistolenschüsse hatten getroffen. — Grignotte zitterte wohl etwas, aber es interessirte sie.

»Er ist noch ganz warm,« sagte sie, als sie den Ersten berührte.

Touril sagte für sich: »Sulpice und der große Franz werden zugleich geschossen haben . . . oder Sulpice hat beide Pistolen rasch nach einander abgefeuert.«

Es war unter dem Schupfen, der den Eingang zur Hütte bildete, so finster, daß es unmöglich war, die Gesichtszüge der Erschossenen zu erkennen.

»Dieser ist nicht schwer genug für den großen Rostan,« sagte Bistouri. »Hinunter mit ihm!«

Der Leichnam Fernands rollte von Stufe zu Stufe die steile Kellertreppe hinunter.

»Das ist Sulpice!« rief Bistouri der Marquise zu, die unten geblieben war.

Er schleppte nun mit Hilfe des Mädchens den Leichnam Galleran's an die Fallthür und rief hinunter:

»Das ist Franz Rostan!«

Der Doctor hörte diese Worte sehr deutlich.

»Jetzt hole mir eine Laterne, Grignotte,« sagte Jean Touril.

Grignotte eilte in die Hütte, und ehe der alte Wucherer die Idee hatte, ihr zu folgen, brachte sie die brennende Laterne.

»Ist viel Blut auf dem Fußboden?« fragte Jean Touril.

»Ja, sehr viel,« antwortete Grignotte auf's Gerathewohl.

»Nimm einen Eimer Wasser und einen Schwamm, und wasche es ab.«

Er ging vorsichtig die steile Kellertreppe hinunter und ließ die Fallthür offen.

Unten an der Treppe wartete Asträa in athemloser Spannung.

»Und Fernand?« fragte sie, als der Alte kaum mitten auf der Treppe war.

»Fernand hat sich aus dem Staube gemacht,« erwiederte Bistouri; »der Doctor muß dem großen Franz eine Kugel durch den Leib gejagt haben . . . Nun, sie sind ja Beide da; wir werden sogleich sehen.«

Er kam auf die untersten Stufen. Asträa entriß ihm die Laterne. Sobald das Licht auf den zunächst liegenden Leichnam fiel, rief sie erstaunt: »Robert von Galleran!«

Dann fiel ihr die Laterne aus der Hand und sie warf sich wie eine Wahnsinnige auf den zweiten Leichnam: »Fernand! mein Fernand ist todt!«

»Nicht möglich!« sagte Bistouri, der im Begriff war wieder hinaufzugehen.

Er kehrte um und näherte sich der Marquise, die kein Wort mehr sprach.

»Wußten Sie, daß Dieser hier seyn sollte?« fragte er, auf Galleran deutend.

»Nein,« antwortete Asträa und setzte schluchzend hinzu: »Fernand! mein Fernand! ich bin die Ursache seines Todes!«

»War dieser Galleran nicht ein Freund des Doctors?« fragte Touril weiter.

Die Marquise gab keine Antwort. Touril faßte ihren Arm und schüttelte sie.

»Es ist jetzt keine Zeit zum Jammer und Wehklagen,« sagte er; »ich weiß wo ich entkommen kann . . . aber

Sie . . . oben an dieser Treppe finden Sie vielleicht die Guillotine!«

Asträa fuhr auf und wiederholte das letzte Schreckenswort: »Die Guillotine!«

»Mich dünkt,« fuhr der Alte fort, »daß wir in unserer eignen Falle gefangen sind . . . Sie hatten Fernand mitgebracht, um den großen Rostan aus dem Wege zu räumen, nicht wahr?«

»Ja,« erwiederte Asträa, »deshalb hatte ich ihn mitgebracht.«

Ein dumpfes Geräusch entstand über ihren Köpfen. Jean Touril löschte die Laterne aus; aber es war nicht mehr Zeit. Die Fallthür wurde rasch zugeschlagen. Zugleich hörte man in der dichten Finsterniß ein schrillendes Gelächter.

»Grignotte,« sagte Touril, »wo bist Du?«

»Unter der Fallthür.«

»Hast Du sie zugemacht?«

»Nein, der Mann, der mit der Dame gekommen ist . . . Er hat gehört, daß Ihr einen Andern mitgebracht hattet, um ihn todt zu machen; er fluchte und schlug die Fallthür zu . . . Hört, da legt er etwas darauf, damit Ihr sie nicht aufheben könnt.«

Man hörte wirklich das Poltern eines schweren Gegenstandes auf der Fallthür.

Im Keller herrschte tiefe Stille. Die Marquise war wie vom Donner gerührt. Jean Touril tappte der Treppe zu.

»Warum bist Du denn hier, Kleine?« sagte er.

»Weil Soldaten im Hofe sind,« antwortete das Mädchen ohne Zögern.

Die Marquise rang die Hände. Touril eilte die Treppe wieder hinunter; er hatte sich überzeugt, daß Grignotte nicht oben auf der Treppe wär und daß sie gelogen hatte.

»Höre, Kleine,« sagte er schmeichelnd, »willst Du ein Fünffrankenstück verdienen?«

Aber Grignotte war schon in ihrem Schlot; sie wußte, daß sie nichts Gutes zu erwarten hatte, wenn sie von dem Alten ertappt wurde.

»Es ist stockfinster,« dachte Touril; »ich kann wohl ungesehen entkommen . . . Aber wenn man die Coquinette hier findet, wird sie plaudern . . . Ich würde einen Louis-d'or geben, wenn ich die Grignotte erhaschen könnte!«

Grignotte, die in ihrem Schlot sicher war, schälte ganz ruhig Kastanien. »Ich sitze hier gut,« dachte sie; »ich kann die Frauen mit seidenen Kleidern nicht leiden . . . aber ich will auch seidene Kleider haben, wenn ich groß bin.«

Jean Touril tappte zu Asträa zurück. Er hatte Alles wohl überlegt, und der Schluß war gewesen: »Es ist stockfinster; sie wird die Töpfe nicht sehen.« — »Es ist aus, arme Kleine,« sagte er. »Gib mir die Hand, damit wir unsere Haut retten.«

Asträa reichte ihm schweigend die Hand. Jean Touril führte sie durch den ganzen Keller. Er blieb einen Augenblick stehen. Asträa hörte ein dumpfes Geräusch, das sie sich nicht zu erklären vermochte.

»Bücke Dich!« sagte Touril.

Er schob sie vor und schlüpfte nach ihr durch die Mauer. Sie waren Beide in dem Keller des Hauses Nro. 35, das Jean Touril gekauft hatte. Ehe er den Stein wieder einsetzte, rief er leise: »Grignotte!«

Niemand antwortete. Touril schloß die Oeffnung. — Einige Augenblicke nachher hörte man das Knarren der Fallthür und Fußtritte.

»Sie werden lange suchen,« sagte Jean Touril; »nicht einmal Grignotte, das Teufelskind, weiß wo wir sind.«

Die Marquise hatte seit dem Augenblicke, wo die Fallthür geschlossen worden war, kein Wort gesprochen. Sie vermochte sich nicht mehr aufrecht zu halten und suchte etwas, um sich zu setzen . . . Da stieß sie zufällig an einen der mit Golstücken gefüllten Töpfe, der umfiel und zerbrach. Sie bückte sich hastig . . . ihre beiden Hände wühlten in den auf der Erde ausgebreiteten, klingenden Goldstücken.

»Das ist dein Tod!« schrie Jean Touril, der wüthend auf sie los stürzte. »Du kommst nicht lebend aus diesem Keller!«

Asträa war mit einem Freudenschrei aufgesprungen. — »Alles ist da!« frohlockte sie, »und Alles ist mein!«

Sie spannte den Hahn der Pistole, die sie in der Hand hielt. Jean Touril warf sich auf die Erde und öffnete sein Messer. Beide rüsteten sich zu einem Kampf auf Leben und Tod.

Das Geräusch im benachbarten Keller machte der große Rostan; aber Asträa und Jean Touril dachten nicht mehr daran. Sie suchten einander. Asträa hatte ihre Fassung wiedergewonnen; ihre ruchlose Habgier, alle ihre bösen Leidenschaften waren wieder in ihr erwacht. Sie hatte Fernand drei Minuten betrauert, das war genug. Zu ihren Füßen lagen Hände voll Goldstücke; sie wollte leben; ihr blutdürstiger Instinct gewann die Oberhand. Dieser dunkle

Keller war für sie mit Schätzen gefüllt ... diese Schätze wollte sie um jeden Preis in ihre Gewalt bringen.

Jean Touril war außer sich vor Wuth; er kroch mit gezücktem Messer auf sie zu. Er hatte sich vorgenommen, sicher zu treffen: seine Seele, sein Leben war ja in diesem Keller, und stand auf dem Spiele. — Asträa stand auf einem Stein und wartete.

Als der große Rostan aus seiner Betäubung erwachte, war die Stube Rieul's leer. Auf dem Boden lag die Windpistole, deren er sich nicht hatte bedienen können. Er stieß sie mit dem Fuße zurück. Eine dunkle Erinnerung tauchte in seinem umnebelten Kopfe auf. Er rief Rieul ... aber Rieul schlief. Der Doctor war verschwunden.

Franz Rostan stand mit einiger Mühe auf. Er hätte gern die Flucht genommen, aber er war wie gelähmt. Ueberdies wußte er nicht den Weg. Er rief Jean Touril und Asträa. Ringsum herrschte tiefe Stille.

Er schleppte sich bis in die erste Stube. Hier hörte er Stimmen. Die Fallthür war offen. Er bückte sich, um zu lauschen, als die Marquise Touril eben gestand, warum sie Fernand mitgebracht hatte. Rostan's Gedanken waren in einer seltsamen Verwirrung; aber es ward ihm doch klar, daß man's auf sein Leben abgesehen hatte.

Er war schon lange mit dem Gedanken umgegangen, Asträa zu züchtigen. Sein Gemüth war so stark ergriffen, daß das Bild Magdalenens und seiner Kinder wie ein mahnendes Traumgesicht vor seine Seele trat. Er dachte nicht mehr an Flucht. Er holte einen schweren Stein vom Hofe und wälzte ihn auf die Fallthür.

»Jetzt,« sagte er zu sich, »ist die Morgatte gefangen!«

Die Morgatte! . . . der Dämon, der ihn verführt hatte, als er jung und glücklich war!

Er hatte nur Einen Gedanken: eine Waffe zu finden; seine Wuth ward mit jedem Augenblicke furchtbarer; er dachte: wenn ich nichts finde, so erwürge ich sie mit meinen eignen Händen!

Er ging wieder in Nieul's Stube, und der erste Gegenstand, der ihm in die Augen fiel, war die noch halb gefüllte Branntweinflasche. Seine Augen funkelten. Er setzte die Flasche an den Mund und leerte sie bis auf den letzten Tropfen. Seine blassen Wangen rötheten sich wieder und sein Riesenkörper nahm die frühere gerade, kräftige Haltung wieder an.

Am Fenster stand ein langes Holzscheit — als Stütze der halbverfaulten Rahmen. Franz Rostan ergriff es und schwenkte es drohend über seinem Kopfe. — Seine Waffe war gefunden.

Er eilte hinaus; den auf der Fallthür liegenden Stein stieß er mit dem Fuße zurück. Er war ein Herkules, wenn ihm der Rausch auf Augenblicke seine frühere Kraft wieder gab. Aber seine Furcht vor dem Doctor Sulpice war so groß, daß ihm das Holzscheit aus der Hand fiel, als er hinter sich im Hofe ein leichtes Geräusch hörte. Er fühlte wohl, daß ihm der bloße Anblick des gefürchteten Mannes seine ganze Kraft rauben würde.

Aber Sulpice war nicht da. — Der große Rostan öffnete die Fallthür und ging in den Keller hinunter. Als er unten an der Treppe war, wunderte er sich über die tiefe Finsterniß. Er tappte weiter.

„Pst!“ sagte eine leise Stimme in seiner Nähe.

Er taumelte vorwärts mit drohend erhobenem Holzscheit. Die Mauer versperrte ihm den Weg. — Hinter ihm wurde leise und höhnisch gelacht.

»Höret mich an und antwortet nicht,« sagte eine schrillende Stimme; »ich will die Laterne anzünden . . . Verhaltet Euch ruhig.«

Rostan kannte die Stimme nicht. Er ging nicht von der Stelle.

Ein Reibhölzchen blitzte auf; dann begann in der Laterne, die Jean Touril unten an der Kellertreppe gelassen, der Lichtstumpf zu brennen.

Rostan sah ein zerlumptes kleines Mädchen, das ihn lachend ansah.

»Wo sind sie?« fragte er hastig.

Die Kleine hielt einen Finger auf den Mund. In zwei Sprüngen war sie in dem Winkel des Kellers, wo der alte Wucherer noch unlängst seine mit Gold gefüllten Töpfe aufbewahrt hatte. Sie winkte dem großen Rostan; er folgte ihr.

Grignotte deutete pfiffig lachend auf einen großen eisernen Nagel, der in einem Quadersteine der Mauer steckte.

»Er hat's vergessen,« sagte sie; »man denkt nie an Alles.«

Rostan wußte nicht was sie meinte.

»Sie sind drüben in dem andern Keller,« setzte die Kleine hinzu.

Dann faßte sie den Nagel und sprang rasch zurück.

Der Stein fiel. Grignotte hielt die Laterne vor die Maueröffnung, und Rostan sah Jean Touril und die Marquise — jener mit dem Messer, diese mit der Pistole bewaffnet.

Rostan bückte sich und stürzte sich in die Maueröffnung. Kaum war er halb hindurch, so hob er das Holzscheit und schlug Touril nieder. Mit dem zweiten Schlage zerschmetterte er der Morgatte den Kopf; aber in demselben Augenblicke als das Scheit niederfiel, krachte der Schuß und Rostan sank, von einer Kugel getroffen, zu Boden.

Nach diesem furchtbaren Getöse herrschte tiefe Stille in dem unterirdischen Raume. — Grignotte hatte die Flucht genommen.

Die auf der Erde stehende Laterne warf ihr schräges Licht auf die Füße Rostan's, dessen Leichnam in der Maueröffnung lag.

Einige Minuten nachher kam eine hohe Gestalt aus dem Dunkel des Kellers hervor. Die Gestalt bückte sich und nahm die Laterne, die ihr Licht nach und nach auf die Gesichter der drei Todten warf: Jean Touril im Hintergrunde, vorne die Morgatte, deren schönes, schuldbeladenes Haupt an der Brust Rostan's zu ruhen schien.

So hatte einst der Schäfer Sulpice auf dem Strande von Fréhel drei Todte gesehen.

Sulpice entfernte sich langsam. — Nun erschien Grignotte, die Erbin.

Sie begann sogleich das Gold in der Schürze wegzutragen. Als der erste Schimmer des Tages durch das Kellerloch drang, fiel er auf die drei Todten und auf eine Reihe leerer Töpfe.

---

*

XIV.

Augen zu, Mund auf!

Chiffon und Loriot hatten nicht die mindeste Ahnung von diesen tragischen Scenen. Loriot hatte in seinem Pariser Leben den verschiedensten Wechsel des Geschicks erfahren; Chiffon hingegen hatte, die Leiden des ersten Tages abgerechnet, nur Glück auf ihrem Wege gefunden. Aus dem Manuscript der armen Solange und auch aus den Erzählungen der Geliebten Ethelred's hatte sie erfahren, daß Paris voll von Klippen ist. Aber für sie waren diese Klippen unter Rosen versteckt. Die Glücksgöttin hatte sie, wie ihren Liebling, auf blumigen Wegen geführt.

Für Chiffon war Paris wirklich das Paradies! Sie that den ganzen Tag was sie wollte; Alles lächelte sie an, Alles gehorchte ihr; ihre Laune galt als Gesetz; sie war das Schooßkind ihrer Umgebungen. Der Trüffelkönig zumal war in sie vernarrt und betheuerte ihr bei jeder Gelegenheit, sie solle Jean von Rostan heirathen, und eine steinreiche Herzogin werden.

Chiffonnette ließ sich nicht leicht verblenden: sie besaß zu viel Charakterfestigkeit und kannte auch noch nicht genug den Werth der irdischen Güter. Um geistestrunken zu werden, muß man Vergleichungen anstellen können; die kleine Bretagnerin hatte aber einen so großen Sprung gemacht, daß sie

von der hinter ihr liegenden weiten Kluft keinen Begriff hatte.

Man hatte ihr Lehrer gegeben. Sie lernte lesen und schreiben; sie konnte schon die »Saboteuse« von Lamballe auf dem Piano spielen, und ihr Musiklehrer fand dieses Lied sehr originell.

Dieser blasse, magere, bärtige Künstler hatte mit seinem charakteristischen »Sackpaletot« und seinem Cigarrengeruch das Herz der schwärmerischen Virginie in Flammen gesetzt. Er hieß Benedict. Virginie überraschte sich zuweilen bei dem Gedanken, ihr Ethelred habe den Namen gewechselt. Ein junger blasser Musiklehrer, der einen wohlconditionirten Sackpaletot nebst entsprechendem Hute besitzt und täglich genug Cigarren kaufen kann, um die ihn umgebende Luft zu verderben, ist unwiderstehlich für fühlende Herzen, insbesondere für Kammermädchenherzen. Wenn Don Juan wieder aufstände, würde er gewiß Musiklehrer werden.

Chiffonnette widmete weder ihrem Musiklehrer noch seinem Paletot besondere Aufmerksamkeit; dagegen dachte sie sehr viel an ihren zukünftigen Gemal, Jean von Rostan. Seit jener ersten Abendgesellschaft bei dem Trüffelkönig hatte sie Fernand nicht wiedergesehen; aber da der Trüffelkönig unaufhörlich von Jean von Rostan sprach, und dieser Name sich nach ihrer Meinung nur auf Fernand beziehen konnte, so dachte sie vom Morgen bis zum Abend an ihn. Fernand hatte einen sehr günstigen Eindruck auf sie gemacht. Sie fand ihn sehr hübsch, elegant, liebenswürdig. So oft sie in den Salon trat, war sie ganz befangen: Fernand hätte da seyn sollen. — Aber Fernand war nicht mehr da. Chiffon wurde

nachdenkend, sie fragte sich in Gedanken: warum sieht man ihn nicht mehr!

Wir müssen gestehen, daß es ihr gar nicht in den Sinn kam, Fernand einen Korb zu geben. Vielleicht hatten sich ihre Gedanken nicht so hoch verstiegen. Denn sie dachte an ihren Freund Loriot noch öfter als an Fernand. — Wer vermöchte wohl die Widersprüche eines Mädchenherzens zu erklären? Wissen doch die Mädchen selbst solche Räthsel nicht zu lösen!

Morgens pflegte Roblot dem Fräulein von Rostan einen kleinen Besuch zu machen, um zu rapportiren was Loriot gestern gemacht hatte. Das Leben des neuen Stutzers war ziemlich einförmig. Loriot hätte große Lust gehabt, sich wie ein »Flaneur,« wie ein echter Pariser Pflastertreter zu geberden, aber er wußte es nicht anzufangen. Er aß wie ein kleiner Währwolf und trank alles was er konnte; er ging mit seinem Stöckchen spaziren und Abends im Theater schlief er ein. Alle diese Liebhabereien wurden aus Chiffonnettens Börse bestritten.

Und Loriot war überzeugt, eine fremde Prinzessin, die ihn heimlich liebte, überhäufe ihn mit Wohlthaten. Wir wissen aus Erfahrung, daß sein Gewissen sehr leicht zu beschwichtigen war.

Diesen Abend war Marie von Rostan nur sehr kurze Zeit im Salon des Trüffelkönigs erschienen. Der liebe Mann hatte ihr zu verstehen gegeben, daß die Verlobung nahe bevorstehe, er hatte sogar von einem Heirathscontracte gesprochen. Zum ersten Male fühlte Chiffon eine unaussprechliche Bangigkeit bei dem Gedanken an diese Heirath. Das Bild Loriots stellte sich zwischen sie und Jean von Rostan. Sie entfernte sich gleich nach der Tafel und flüchtete in ihr Zim=

mer. Bei Tisch hatte sie nichts gegessen. Sie schickte Virginie fort, weil sie allein seyn wollte. Sie stützte den Kopf auf die Hand und fing an zu weinen.

»Solange wird auch heirathen,« sagte sie.

»Warum ist Solange so heiter und vergnügt.«

Sie war traurig und niedergeschlagen. Ein heiteres Lächeln drang wohl durch ihre Thränen, aber es dauerte nur einen Augenblick.

»Loriot ist zu jung,« fuhr sie in ihrem Selbstgespräch fort; »er ist noch ein Knabe ... und einen Knaben kann man nicht heirathen!«

Die kleine Chiffonnette war in der That sehr klug geworden! Vormals würde sie nicht so vernünftig geurtheilt haben.

Nach einer halben Stunde zog sie die Glocke und Virginie erschien.

»Ich möchte mit meinem Vetter Sulpice sprechen,« sagte Chiffon.

»Herr Sulpice ist nicht zu Hause.«

»Und meine Cousine Irene? . . .«

»Auch nicht zu Hause.«

»Hole Roblot.«

»Ich habe ihn seit gestern Abend nicht gesehen. Er hat gestern nicht an unserem Tische gespeist.«

Chiffon stampfte ungeduldig mit dem Fuße. Sie wies Virginie hinaus. Diese lachte ins Fäustchen; sie hatte sich gerächt. Ehe sie zur Thür hinaus war, rief Chiffonnette: »Mein Gott, wie unglücklich bin ich!«

Virginie kehrte um.

»Unglücklich!« wiederholte sie, »ist es möglich! . . . Aber die menschliche Natur ist ein ewig unauflösliches Räthsel. In der »falschen Irma« kommt auch eine junge Prinzessin vor, die sich langweilt, weil ihr alles nach Wunsch geht . . .«

»Komme hierher, Virginie,« sagte Chiffon sie unterbrechend und sie scharf ansehend; »bist Du mir gut?«

Die belesene Zofe legte die Hand aufs Herz und antwortete: »Ich habe in den Büchern viele Kammermädchen, viele Vertraute und Gesellschaftsfräulein gesehen, deren aufrichtige Hingebung mit der meinigen verglichen werden könnte.«

Chiffonnette war aufgestanden, sie schien unschlüssig zu seyn, endlich sagte sie: »Kleide mich an!«

»Gewiß eine abenteuerliche Idee!« dachte Virginie. »Bravo! wenn sie auf den Ball Montesquieu ginge! — Welches Kleid wollen Sie anziehen, Mademoiselle?« fragte sie laut.

»Mein schönstes Kleid.«

»Und welchen Schmuck?«

Chiffon erröthete bis über die Ohren. Virginie war mit einem Sprunge bei dem Schmuckkästchen und öffnete es.

»Laß das!« rief Chiffon.

Aber es war zu spät.

»Beruhigen Sie sich, Mademoiselle,« sagte Virginie höhnisch; »man braucht zuweilen Geld. Der Schmuck gehört Ihnen und Sie hatten das Recht . . .«

»Schweig!« fiel ihr Chiffon ins Wort und setzte sich an das Camin. Die Laune war vorüber, aber sie kam wieder.

»Ich bin fürwahr zu gut gegen dieses Mädchen,« sagte sie nach einer Pause. »Gib mir mein Kleid.«

Die geschmeidige Virginie reichte ihr ein elegantes Seidenkleid. Chiffon hatte sich vor dem Diner frisiren lassen. Die Toilette war im Augenblicke gemacht; Chiffon betrachtete sich im Spiegel und war getröstet.

»Mademoiselle ist immer reizend,« sagte Virginie; »aber diesen Abend . . .«

»Diesen Abend bin ich nicht übel,« sagte Marie von Rostan und lächelte ihr Spiegelbild an.

»Haben Sie etwas zu befehlen, Mademoiselle?«

Chiffon machte eine Pirouette und antwortete: »Ich habe einen Wolfshunger.«

Virginie glaubte nicht recht gehört zu haben. — »Sie haben also Toilette gemacht, um in Ihrem Zimmer ganz allein zu soupiren?« fragte sie.

»Ja,« antwortete Chiffon lächelnd und erröthend, »ich will soupiren, aber nicht allein.«

»So!« erwiederte Virginie, »ich verstehe.«

»Was verstehst Du?«

»Es wird Jemand kommen.«

»Gott bewahre . . . Du sollst ihn holen.«

»Wen denn?«

»Höre mich an,« sagte Chiffonnette entschlossen; »es ist mir ganz gleich, ob ich von Dir verrathen werde oder nicht.«

»Ich — Sie verrathen!«

»Gut, wir wollen annehmen, daß Du mich nicht verrathen wirst. In diesem Falle schenke ich Dir ein Kleid . . . Ich will diesen Abend mit meinem Loriot soupiren . . .«

Das Kammermädchen sah sie erstaunt an, aber die kleine Bretagnerin setzte hinzu: »Ich will es! keine Einwendungen!«

»Es kommt mir allerdings nicht zu . . .« begann Virginie.

»Ruhe!« fiel ihr Chiffon gebieterisch ins Wort.

»Ich meinte, Mademoiselle hat Recht, vollkommen Recht.«

»Das lasse ich gelten.«

Virginie entfernte sich und kam bald mit Hut und Shawl zurück. Chiffonnette war in tiefen Gedanken. »Wo ist der Herr zu finden?«

»Es ist kein Herr,« erwiederte Chiffon verweisend, »es ist mein Loriot.«

»Wo ist er zu finden?«

»Nur Geduld. Vor Allem aber sag' mir . . . Aber Du weißt es wohl besser als ich.«

»Vielleicht.«

»Laß hören . . . Wenn Du Jemanden zum Souper einladen wolltest . . .«

»Dann würde ich ins Gasthaus gehen.«

»Nein,« sagte Chiffon ernsthaft, »ich kann mit meinem Loriot nicht ins Gasthaus gehen.«

»Warten Sie doch, Mademoiselle! Sie lassen mich nicht ausreden . . . Ich würde ins Gasthaus gehen, das ganze Souper bestellen und mir ins Haus bringen lassen.«

Chiffonnette fand die Idee so gut, daß sie vor Freude aufsprang. »Ganz recht,« sagte sie, »Du gehst zuerst ins Gasthaus und sagst dem Kellner, daß er durch dein Zimmer geht . . .«

»Aber,« entgegnete Virginie, »mein Ruf . . .«

»Verliert man denn dadurch seinen Ruf?« fragte Chiffonnette ganz arglos.

»Im Grunde,« erwiederte das Kammermädchen, »ist ein feines Souper keine Sünde . . . Ich opfere mich auf, Mademoiselle. Was soll ich bestellen?«

Chiffonnette wollte rasch antworten, aber sie schlug beschämt die Augen nieder; endlich antwortete sie leise und unwillkürlich lächelnd: »Es ist mir gleichgiltig, wenn man mir nur Braten, Rindfleisch, Ragout, Suppe, Kartoffeln und Omelette mit Speck bringt.«

Dies war genau der Küchenzettel jenes famösen Abendessens, das Chiffon und ihr Freund Loriot im Gasthofe zu Maintenon nicht gegessen hatten. Es war Alles aufgezählt, und die Gerichte mit derselben naiven Unordnung wie früher durcheinander geworfen. Die beiden kleinen Bretagner hatten in der Freude ihres Herzens die Suppe zwischen das Ragout und Gemüse gestellt.

Virginie blieb ernsthaft, aber sie sagte: »Das ist ein sonderbares Souper!«

Sie wußte nicht, wie appetitlich dieser unverdauliche Küchenzettel durch die Erinnerung wurde.

»Laß kommen was Du willst!« sagte Chiffonnette und kehrte dem Caminfeuer den Rücken zu: »Wildpret, Trüffeln, Champagner.«

»Das läßt sich hören!« sagte Virginie.

»Er ißt gern etwas Gutes,« fuhr Chiffonnette fort; »richte Dich darnach ein und laß mich nicht warten.«

Virginie versprach die größte Eile und entfernte sich.

Marie von Rostan folgte ihr bis auf die Treppe und befahl ihr, einen Wagen zu nehmen und recht schnell zu fahren.

Sobald Virginie verschwunden war, verlor Chiffon ihre zuversichtliche Haltung und wurde nachdenkend. Die Anstandsrücksichten waren ihr nie in den Sinn gekommen. Sie hatte bis jetzt nur mit ihrem Gewissen sich abgefunden, an das Urtheil der Welt hatte sie nie gedacht. Inzwischen aber hatte ihr Gewissen angefangen, sich zu civilisiren. Die bretagner Landmädchen haben ein anderes Gewissen als die jungen eleganten Pariserinnen. Man betrachte eine einfache wilde Rose und halte daneben eine prächtige Camelie, so wird man die Wunderkraft der Cultur begreifen, und noch auffallender ist der Unterschied, wenn man in der Normandie eine wilde Birne kostet, nachdem man sich an feinem Obst gelabt hat.

Chiffonnettens Gewissen murrte ganz leise. Vielleicht wird man finden, daß es nicht genug war. Es war schon viel. Ohne das Pfropfreis würde es noch viele Jahre brauchen, um der Holzbirne einen süßen lieblichen Geschmack zu geben, und die Erziehung, das Pfropfreis der Jugend, hatte für unsere Chiffonnette noch nichts gethan.

Sie empfand also nicht gerade Gewissensbisse, aber die Idee, mit ihrem Loriot zu soupiren, erschien ihr in minder rosigem Lichte.

Virginie hatte unterdessen einen Fiaker genommen; sie bestellte zuerst ein Souper und begab sich dann in die Wohnung des glücklichen Loriot. Sie stellte unterwegs sehr viele philosophische Betrachtungen an und baute Luftschlösser. Sie dachte: »Wenn ein Kammermädchen einmal unentbehrlich geworden ist, geht Alles gut . . . Ich habe ein Beispiel an

Justine in der »Königin der Hagebuchen.« Sie macht ihr Glück durch die Entdeckung der Intrigue der Prinzessin Cornelia mit dem Bogenschützen Stephen, und sie heirathet ihren Gregory . . . Wenn ich nur Ethelred finde, so hat alle Verlegenheit ein Ende!«

Loriot streckte sich behaglich in seinem Fauteuil à la Voltaire. Als Virginie die Thürglocke zog, war er noch unschlüssig, ob er ins Odeon oder in ein Boulevardtheater gehen sollte. Im ersten Augenblicke hielt er Virginie für die fremde Prinzessin, die sich heimlich für ihn interessire.

Virginie nahm eine würdevolle, sittsame Haltung an. Loriot fürchtete sich. Er wußte noch nicht mit Damen zu sprechen. Virginie, die vor Kurzem den »Thurm von Nesle« im Theater Montparnasse gesehen hatte, redete ihn mit folgenden gewählten Ausdrücken an:

»Junger Herr, sind Sie eben so galant als einnehmend, eben so kühn als galant?«

»Ich weiß nicht,« erwiederte Loriot. »Was wollen Sie?«

»Eine vornehme, reiche junge Dame hat ein Auge auf Sie,« antwortete Virginie; »wollen Sie ein Abenteuer versuchen?«

»Wer ist die junge Dame?«

»Mademoiselle Marie von Rostan.«

Loriot zog seine Cravate auf. Er freute sich herzlich, aber sein Stolz gewann die Oberhand.

»Was will sie von mir?« fragte er.

Drei Tage zuvor hatte er sechs Stunden im Regen gewartet, um einen Blick Chiffonnettens zu erhaschen. Aber seitdem waren seine Actien gestiegen. Die Geschenke der ge-

heimnißvollen Prinzessin, oder wer die steinreiche Dame sonst war, hatten ihm den Kopf verdreht. Er dachte: »Ich wußte wohl, daß die Chiffonnette nicht ohne mich leben kann! . . . Sie möge sich nur nicht zu viel einbilden; ich bin auch das Fräulein von Rostan gewesen . . . und es ist gerade kein so großes Glück!«

»Wie können Sie so fragen!« entgegnete Virginie. »Was sie von Ihnen will? . . . Sie ladet Sie zum Souper ein.«

»Ich habe erst gespeist,« sagte Loriot.

»Sie wollen also nicht kommen?« erwiederte Virginie aufgebracht. »So geht es, wenn man sich so weit herabläßt! . . . Herr Gott! wenn sich mein Ethelred so etwas herausnähme! . . . Adieu, junger Herr, Sie werden das Pulver nicht erfinden!«

Sie kehrte ihm höhnisch den Rücken und wollte sich entfernen. Loriot rief sie zurück.

»Hören Sie,« sagte er, »ich will gehen, obschon ich keinen Hunger habe . . . Wo ist's denn?«

»Ich habe unten einen Wagen,« erwiederte Virginie, und sie dachte: »Den möchte ich nicht einmal als Stallknecht, wenn ich das Fräulein von Rostan wäre!«

Sie setzten sich in den Wagen. Virginie nahm eine anmuthige Haltung an und legte ihr Kleid in tadellose Falten. Loriot rückte so weit von ihr weg wie er konnte und saß kerzengerade in einer Ecke des Fiakers. Virginie hatte in keinem Roman einen so unhöflichen jungen Mann gesehen.

Als sie in die Rue-de-Tournon kamen, waren die Kellner des Gasthauses schon an der Thür des Hôtels. Loriot stieg sammt Spazirstock und Lorgnette aus, ohne das halb-

vollendete Haus, wo er eine so schlechte Nacht verlebt hatte, eines Blickes zu würdigen.

»Er gibt dem Kutscher nicht einmal ein Trinkgeld!« dachte Virginie. »Der kleine Tölpel! — Kommt Alle mit mir hinauf,« sagte sie laut.

Chiffon wartete an der angelehnten Thür ihrer Wohnung. Als sie Geräusch hörte, huschte sie geschwind hinein, setzte sich an das Camin und suchte eine ruhige Miene anzunehmen.

»Monsieur de Loriot!« meldete Virginie höhnisch.

Chiffon gab sich, trotz ihres heftig pochenden Herzens, alle erdenkliche Mühe, eine gleichgiltige Haltung anzunehmen. Sie spielte mit dem Fächer und sah sich schnippisch um. »Monsieur de Loriot« trat ein, mit dem Stöckchen tändelnd und die Lorgnette in die Augenhöhle geklemmt; ja, er hatte in so kurzer Zeit diese höchste Kunst des Stutzers schon gelernt. Wir versuchen es nicht, seine zugleich schüchterne und kecke Haltung zu schildern.

Virginie stand in der Thür.

»Besorge das Souper, Virginie,« sagte Chiffon.

»Und machen Sie die Thür zu,« sagte Loriot.

»Wo soll ich den Tisch decken?« fragte Virginie.

»In meinem Boudoir . . . Geh!«

»Gehen Sie!« setzte Loriot hinzu und fuchtelte mit seinem Stöckchen.

Chiffon betrachtete verstohlen dieses Stöckchen mit dem Carniolknopf und die lackirten Stiefel und die Lorgnette. Loriot befand sich zufällig einem Spiegel gegenüber, er sah daher nicht Chiffon, sondern sich selbst an.

Als die Thür geschlossen wurde, fühlte er sich sehr

verlegen und unbehaglich. Was sollte er sagen? wie sollte er sich benehmen? Chiffon wartete.

Sie wartete eine endlos lange Minute. Loriot stand, vor Angst schwitzend, einige Schritte von ihr.

»Nun, sind Sie denn stumm?« sagte Chiffon endlich.

»Guten Abend, Chiffonnette . . . pardon — excuse . . . Ihr Diener, Mamsell,« stammelte Loriot, der seine Fassung verlor.

»Setzen Sie sich,« sagte Chiffon.

Loriot setzte sich auf eine Ecke des Stuhls . . . und er war mit dem festen Vorsatz gekommen, recht unternehmend und nöthigenfalls unverschämt aufzutreten.

»Seit wann behält man den Hut auf dem Kopfe?« fragte Chiffon, die Stirn runzelnd.

Loriot nahm seinen Cylinderhut ab und schob ihn zwischen die Knie. Chiffon lächelte über die schönen blonden Locken, die sie in ihrer Kindheit so oft gestreichelt hatte.

Pardon — excuse,« sagte Loriot kleinlaut; »vormals würden Sie nicht verlangt haben, daß ich meine Mütze abnehme.«

»Sie haben ein schönes Leben geführt, seitdem Sie in Paris sind!« sagte die schalkhafte Kleine ernst verweisend.

»Ich war allein,« erwiederte Loriot, die Augen niederschlagend; »Niemand gab mir einen guten Rath . . .«

»Habe ich Sie denn verlassen?« fragte Chiffonnette, deren Stimme zitterte.

Dem armen Loriot schien weinerlich zu Muthe zu werden, denn er wischte sich die Augen. Chiffon rückte ihren Sessel näher.

»Böser Mensch!« sagte sie, während eine Thräne über ihre Wange rann.

Das Eis war gebrochen. — Als Virginie meldete, daß das Souper bereit sei, saß Loriot behaglich im Divan und schlug tändelnd mit dem Stöckchen an seine lackirten Stiefel. Er hatte hundert Procent wiedergewonnen. Und Virginie hörte, daß das Fräulein Marie von Rostan die Chiffonnette genannt wurde!

»Da ist's schön!« sagte Loriot, als er in das Boudoir trat.

Chiffon, die ihn bei der Hand hielt, sah ihn selbstgefällig an.

»Aber,« setzte Loriot hinzu, »ich wohne doch noch schöner.«

Virginie zuckte die Achseln.

»Geh,« sagte Chiffon zu ihr, »ich werde Dir läuten, wenn ich etwas brauche.«

Loriot setzte sich und band sich die Serviette um den Hals. — »Ein hübsches Souper,« sagte er, »aber ich habe bei Véfour gespeist.«

»Wirklich,« unterbrach ihn Chiffon schalkhaft, »Du hast also viel Geld, mein Loriot?«

»O ja,« erwiederte der kleine Stutzer.

»Das muß sehr schnell gekommen seyn, denn ich habe gehört, daß Du noch unlängst auf Hobelspänen geschlafen.«

Loriot erröthete bis über die Ohren.

»Ich hatte zu viel getrunken,« sagte er; denn er wollte lieber mit einem Laster prahlen, als seine Armuth gestehen.

»Du bist also dem Trunke ergeben?«

»Ja wohl, Chiffonnette, ich bin manchmal recht liederlich.«

»Aber woher hast Du denn das Geld?«

Sie wendete sich ab, um ihr Lächeln zu verbergen.

»O, Paris ist auch das Paradies der hübschen jungen Leute!«

»Erzähle mir das doch,« sagte Chiffonnette, indem sie ihm nach der Suppe ein Glas Madeira einschenkte.

»Es würde Dir vielleicht wehthun, Chiffonnette.«

»Mir, warum denn?«

»Es gab eine Zeit,« erwiederte Loriot, »wo Du mir sehr gut warst.«

»Und Du?«

»Ich war Dir auch sehr gut, aber doch nicht so.«

»Armer Loriot!« sagte Chiffon, die ihr Glas mit den Lippen berührte, »damals waren wir Kinder!«

»Das ist wahr, wir waren alberne kleine Menschen.«

»Ich muß lachen, wenn ich an die Zeit denke.«

»Ich auch, ich muß auch lachen.«

Er trank sein Glas Madeira. Er lachte, aber es kam ihm nicht vom Herzen.

»Liebst Du einen Andern, Chiffonnette?« fragte er.

»Ja freilich!« erwiederte die kleine Bretagnerin.

»Wirklich?« sagte Loriot, »kenne ich ihn?«

»O ja, Du kennst ihn.«

»Vielleicht Monsieur Fernand?«

»Richtig!«

Loriot schnitt ein Gesicht. — »O, la la!« sagte er, »ich würde ihn nicht lieben, wenn ich ein Mädchen wäre.«

»Warum nicht?«

»Weil er blaß und kränklich aussieht; kurz, ich könnte ihn nicht leiden.«

Chiffon sah ihn mit spöttischer Miene an. — »Du weißt nicht, mein Loriot,« sagte sie, »man könnte glauben, Du wärest eifersüchtig auf ihn!«

»Eifersüchtig,« sagte er höhnisch, »ich, eifersüchtig! Das fehlte noch! Warum sollte ich denn eifersüchtig seyn? Ich bin versehen.«

Er lehnte sich auf seinen Sessel zurück und zeigte, daß er den Gebrauch des Zahnstochers gelernt hatte.

»So!« erwiederte Chiffonnette minder schalkhaft, »Du bist auch versehen, mein Loriot?«

»Ja wohl!«

»Kenne ich sie?«

»Nein.«

»Ist sie hübsch?«

»Das versteht sich!«

»Wo hast Du sie gefunden?«

»Du bist sehr neugierig!«

»Wenn Du mir nicht sagen willst . . .«

»O, ich kann's schon sagen!« erwiederte Loriot, »ich habe sie nicht gefunden, sondern sie hat mich gefunden.«

»Wirklich! — sie ist also zu Dir gekommen?«

»Nein; sie hat mir einen Vertrauten geschickt . . . der mir Gold und Silber gebracht hat . . .«

»Und Du hast es angenommen?« sagte Chiffonnette mit erheucheltem Erstaunen.

»Sie ist ja eine steinreiche Prinzessin,« antwortete Loriot, »und ich werde sie heirathen.«

Chiffon vermochte kaum ihr schalkhaftes Lächeln zu un=

terdrücken. Sie konnte besser als irgend Jemand wissen, wann Loriot aufhörte die Wahrheit zu sagen.

»Sei aufrichtig,« erwiederte sie; »hast Du sie gesehen?«

Loriot zögerte; endlich antwortete er: »Nein, gesehen habe ich sie eigentlich nicht, aber ich bin gewaltig in sie verliebt!«

»Ich hatte wahrlich Recht, kleiner Loriot,« sagte Chiffon, die ihr Glas nahm, um mit ihm anzustoßen: »Paris ist ein Schlaraffenland . . . Du heirathest deine Schöne, ich heirathe meinen Anbeter; deine Zukünftige ist eine Prinzessin, mein Zukünftiger bekommt den Herzogstitel . . . Herr Gott! wer hätte uns das auf der Landstraße prophezeit!«

»Wo es so kothig war!« setzte Loriot hinzu.

»Du weintest, mein armer Loriot.«

»Aber Du warst recht lustig, Chiffonnette . . . Du hattest mehr Muth als ich.«

»Weil ich schon das Paradies der Frauen witterte!«

Loriot seufzte. »Ja ja,« sagte er leise, »Du wirst sehr glücklich!«

»Und Du?«

»Ich habe ja die Prinzessin noch gar nicht gesehen.«

»Nun sie ist schön, jung, reich . . . Weißt Du noch, wie hungrig wir waren, wenn wir auf einen Meierhof kamen?«

»Die Hunde bellten . . . und nur Du konntest sie zum Schweigen bringen.«

Er trank ein Glas Wein und wurde nachdenkend.

Chiffon sah ihn von der Seite an.

»Wir baten um etwas zu essen und um ein Nachtlager,« fuhr sie fort; »oft schlug man's uns ab . . . dann schlugst Du das Rad . . .«

»Ja wohl,« fiel ihr Loriot ins Wort, »und man schlug uns die Thür vor der Nase zu, und die Thür that sich erst wieder auf, wenn wir das Lied von den lustigen Burschen in Locminé anstimmten . . .«

»Und dann tanzten wir die Saboteuse von Lamballe.«

»Oder die Litra von Ploërmel . . . oder die Chevrette . . . O, die liebe Chevrette!«

Chiffon sprang in ihrer Herzensfreude auf, Loriot auch.

»Reiche mir die Hand,« sagte Chiffon.

Sie tanzten jauchzend um den Tisch. Wer die Chevrette nicht kennt, hat keine Ahnung von dem Zauber des Tanzes. Man spricht von dem Walzer, von der Polka . . . aber die Chevrette hat Terpsichore selbst erfunden auf einer Reise, die sie ohne Wissen Apolls in die Bretagne machte.

Die Chevrette wird mit Händen und Füßen, mit Kopf und Armen getanzt. Die Tänzer glänzen vor Schweiß, die Mädchen sind außer Athem, der Staub ist so dicht wie ein Novembernebel . . . Und das Orchester! die schwindsüchtige »Bombarde« scheint über den ewigen Schnupfen des »Biniou« zu spotten. Flöten und Geigen, beuget euch in Ehrfurcht, wenn von Biniou und Bombarde die Rede ist! . . .

Die Thür ging auf. Chiffon und Loriot hörten auf zu tanzen.

»Ich bin's,« sagte Virginie; »ich wollte sehen, ob Sie etwas brauchen.«

»Nein, wir brauchen nichts,« sagte Chiffon. »Geh nur!«

»Geschwind hinaus!« setzte Loriot hinzu.

Beide nahmen ihre Plätze wieder ein. Chiffon füllte die Gläser.

»Das letzte Mal als wir die Chevrette tanzten ...« begann sie mit einem Anfluge von Wehmuth.

»Ja, ich erinnere mich wohl,« fiel ihr Loriot ins Wort; »es war zu Maintenon, bei dem großen Heuschober.«

»Und wir hatten guten Appetit.«

»Und wenig zu essen ... nichts als Brot und Käse.«

»Hast Du denn gar keinen Hunger, mein Loriot?«

»Ja wohl, ich spüre Appetit ... mich dünkt, das Souper würde mir famös schmecken, wenn Du, wie damals ...«

Seine Augen leuchteten, seine Wangen glühten. Die Chevrette hatte ihn ganz umgewandelt.

»Was meinst Du?« fragte Chiffon etwas verschämt.

»Wenn Du, wie damals, Augen zu, Mund auf spielen wolltest.«

»Du mußt bedenken,« erwiederte Chiffon, »daß wir in unserer Stellung ...«

»Bah! nur ein Bischen!«

»Nun gut,« sagte Chiffon; »aber nur ein Bischen!... Wer fängt an?«

»Du,« antwortete Loriot, »wie in Maintenon.«

»Gut, rücke näher ... Augen zu, Mund auf.«

Loriot machte die Augen zu. Chiffon legte ein Stückchen Rebhuhn auf einen Bissen Brot.

Loriot aß, aber er machte die Augen nicht auf. Er erwartete den Kuß.

»Nun, ist's schon aus?« sagte er.

»Jetzt ist die Reihe an Dir, mein Loriot.«

»Ach!« sagte der Kleine traurig, »es schmeckt hier nicht so gut, wie in Maintenon.«

»Wie! das Rebhuhn . . .«

»Es fehlt die Sauce,« sagte Loriot.

»Jetzt ist die Reihe an mir,« erwiederte Chiffon, die sich stellte, als ob sie ihn nicht verstände.

Loriot brach ein Stückchen Brot ab, legte einen Bissen Rehbraten darauf und steckte es der Kleinen in den Mund. Er wollte einen Kuß darauf setzen, aber Chiffonnette sträubte sich.

»Dann spiele ich nicht mehr,« sagte er verdrießlich und weinerlich.

»Warum nicht?«

»Weil Du nicht spielen willst wie es sich gehört «

»Was würde die Prinzessin dazu sagen?« fragte Chiffon schalkhaft lächelnd.

»Die Prinzessin ist mir sehr gleichgiltig.«

»Aber sie ist so schön, so reich . . .«

»Ich sage Dir, daß ich gar nicht mehr an sie denke . . . Ach, wenn Du deinen Herzog nicht liebtest! . . .«

»Was dann?«

»Dann könnten wir uns heirathen, Chiffonnette!«

»Daran dürfen wir nicht denken, wir würden zu arm seyn.«

»Was liegt daran?«

»Es bliebe uns nichts übrig, als wieder in die Bretagne zu gehen.«

»Gut, dann gehen wir!«

»Ist es dein Ernst, Loriot?«

»Ja, so wahr ich lebe, Chiffonnette!«

Sie sahen einander schweigend an. Sie waren schön, wie Liebesgötter.

»Dann,« sagte Chiffon ernst, »mache die Augen zu und den Mund auf!«

Sie nahm ein Stückchen Brot, nahm es zwischen die Lippen und trat auf Loriot zu, der lachend und weinend anbiß. Als kein Brot mehr da war, berührten sich ihre Lippen.

Draußen entstand ein Geräusch; man hörte die Stimme des Doctors, der vor der Thür verwundert fragte: »Jean von Rostan ist da?«

Eine von Thränen erstickte weibliche Stimme antwortete: »Mein Sohn! gebt mir meinen Sohn zurück!«

Zugleich kam Virginie ganz erschrocken in eine andere Thür und sagte: »Geschwind! geschwind! . . . trennen Sie sich!«

Chiffon schlang den Arm um Loriot. — »Wir trennen uns nicht mehr!« antwortete sie; »mein Loriot ist mir lieber, als Jean von Rostan mit seinem Reichthum!«

Aber die Mädchen von der großen Eiche zu Saint-Cast und die Schäfer von Tréguz mögen immerhin die Güter dieser Erde verachten, das Glück nimmt sie beim Schopf.

Die Hauptthür ging auf. Der Doctor Sulpice erschien am Arme einer blassen, abgehärmten Frau. Loriot und Chiffon erkannten sie Beide. Für Chiffon war sie die Wahnsinnige aus dem Pavillon; für Loriot die Unbekannte, die er in der Hausthür gesehen hatte. Hinter dem Doctor kamen

Irene, Solange und Roger von Martroy. Die beiden Letzten führten den Trüffelkönig.

Während Magdalena auf Chiffon und Loriot zueilte und sie in ihre Arme schloß, sagte Sulpice: »Hier sind Jean und Marie von Rostan. Wollen Sie sie als Ihre Kinder annehmen?«

»Ja, sie sollen meine Kinder seyn,« antwortete der Trüffelkönig gerührt.

»Gott segne Dich, Sulpice!« sagte Magdalena mit Entzücken; »Du hast mich geheilt . . . ich bin nicht mehr wahnsinnig!«

Die Augen des Trüffelkönigs wurden feucht. Er legte die Hände Rogers und Solange's ineinander.

»Ich möchte leben,« sagte er, »um so viel Glück zu sehen! . . .«

Dieser an schauerlichen Ereignissen so reiche Abend nahm ein heiteres Ende. Das Glück der beiden kleinen Bretagner war ansteckend, wie die Freude Magdalenens von Rostan. Der Trüffelkönig fühlte sich um zehn Jahre verjüngt: Sulpice hatte ihm ein langes Leben versprochen. Solange war getröstet; sie begann in ihrem Liebesglück an das Paradies der Frauen zu glauben.

Die ganze Gesellschaft hatte sich entfernt. Irene und Sulpice blieben allein im Salon. Auf den Tischen standen zwei brennende Lampen.

Die beiden Gatten waren bleich und traurig.

»Täusche mich nicht,« sagte Irene, die endlich das Stillschweigen brach.

»Ich habe Dich nie getäuscht,« erwiederte Sulpice.«

»Mein Vater ist todt?«

Irene schauderte.

»Und durch deine Hand gefallen?« setzte sie zitternd hinzu.

»Nein . . . ich betheure es Dir.«

Es folgte wieder eine Pause; dann fragte Irene noch: »Durch deinen Willen?«

Statt zu antworten, nahm Sulpice eine der beiden Lampen und trat auf seine Frau zu, um ihr den Abendkuß zu geben.

Irene bot ihm die Wange und sagte leise: »Meine Mutter hat Dir das Leben zu danken . . . ich werde Dich bis zu meinem letzten Athemzuge lieben.«

Sulpice verließ den Salon. Als Irene allein war, nahm sie die andere Lampe und ging in das Zimmer, wo die kleine

Magdalena schlief. — Sie stand lange an der Wiege. Sie weinte.

Der anbrechende Tag überraschte sie an derselben Stelle. Sie drückte einen Kuß auf die Stirn des Kindes.

»Schlaf, mein Töchterlein,« sagte sie; »Gott sey mit Dir und erhalte Dich zur Freude deiner Mutter . . . Du wirst keine Schwester mehr bekommen!«

Ende.

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.